Vincenz Fettmilch.

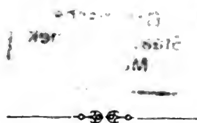
Eine historische Erzählung

aus der

Geschichte der freien Stadt Frankfurt a/M.
(1612—1616)

von

Rudolf Frank.



Leipzig,
Verlag von Gustav Oehme.
1861.

Inhalt.

Vorrede.

Es ist von namhaften Geschichtsschreibern, welche mit dem Geist und literarischen Stand der verflossenen Jahrhunderte wohl bekannt waren, bemerkt worden, daß die Zeitungen von damals, welche bestimmt waren, die Zeitbegebenheiten dem lesenden Publikum zu berichten, gewöhnlich von Censurbehörden dermaßen in Banden verstrickt waren, daß diese Blätter fast nur von den Festen und Reisen großer Herrn und von den barbarischen Strafen, welche die Justiz über arme Sünder verhängte, Bericht erstatten durften und daß dagegen alle Beurtheilungen öffentlicher Zustände und Ereignisse von gemeinsamem Interesse, was besonders die verborgenen Triebfedern und

den inneren Zusammenhang derselben betrifft, ohne Weiteres gestrichen worden sind. Es ist hier nicht der Ort, darauf einzugehn, wie solche lange und breite Hof- und Strafberichte allenfalls nur Hofschranzen und gläubigen Weibern gefallen, das denkende Publikum aber, welches ein Recht hat, bei allen öffentlichen und gemeinsamen Angelegenheiten und Begebenheiten nach den innersten Gründen, sowie nach dem inneren Zusammenhang zu fragen, ganz unbefriedigt lassen mußten. Diese von einer unwissenden oder feilen und verderbten Censur ausgeübte Bevormundung aller öffentlichen Erkenntnisse mußte entweder zu einem falschen Glauben über die Lage und den Gang der Dinge, oder zum Gedankentod und daraus hervorgehender allgemeiner Gefühllosigkeit führen.

Aus dieser kläglichen Lage des Zeitungswesens mag es erklärlich sein, warum das Leben und Streben des, auf dem Titel dieser Schrift genannten, höchst merkwürdigen Mannes noch in manchem Dunkel liegt. Wenn auch die Chroniken der Stadt Frankfurt jener verhängnißvollen Epoche und ihrer unmittelbaren Folgen Erwähnung gethan und solche fast übereinstimmend nach

äußeren Thatsachen der Nachwelt übergeben haben, so ist es doch so dürftig und oberflächlich geschehn, daß man den inneren Zusammenhang und die verborgen wirkenden Spring- und Druckfedern der Ereignisse unmöglich zusammen finden kann. Vielmehr geht aus der trefflichen Ortsgeschichte des verewigten Pfarrers Dr. Anton Kirchner, welche leider! gerade da schließt, wo der große folgenreiche Kampf zwischen dem Rath und der Bürgerschaft der Stadt Frankfurt anhebt, sowie aus den von ihm gemeldeten Symptomen hervor, daß das Haupt und der Führer jener denkwürdigen Bewegung, Vincenz Fettmilch, vor dem Forum der Geschichte und der Nachwelt in einem ganz anderen Lichte erscheint, als er bei dem Schweigen der Presse seiner Zeit angesehn worden ist und daß sein Andenken sogar in Schutz genommen zu werden verdient, wenn man in den Grund der Bewegung jener Zeit tiefer eindringt und sich die Ursachen und den inneren Zusammenhang hinzudenkt, welche die Chroniken weggelassen haben. Dieser Weg ist in gegenwärtiger Erzählung, die fast novellenartig ausgefallen ist, versucht worden, wobei man es freilich Fachgelehrten überlassen muß, wenn ihnen genauere

Quellen zu Gebote stehn, den merkwürdigsten politischen Criminalproceß des siebzehnten Jahrhunderts einer juristischen Revision zu unterwerfen.

Gießen, den 15. Februar 1861.

Rudolf Frank.

Noch vor anderthalbhundert Jahren hat man in der alten Krönungsstadt Frankfurt a. M. und zwar auf einem freien Platze der Töngesgasse, nicht weit vom Eingang der Hasengasse, eine viereckige steinerne Säule gesehen, worauf folgende Gedenkreime zu lesen waren:

Sempiternae rebellionis memoriae
(zum ewigen Andenken einer Rebellion.)
Daß dieser Platz bleibt öd und wüst,
Dran Vincenz Fettmilch schuldig ist;
Welcher diese Stadt drei ganze Jahr
Gebracht hat in manch groß Gefahr;
Dessen er endlich hat davon
Getragen diesen bösen Lohn,
Daß er endlich an der Richt=Statt
Sein zwei Finger verloren hat;
Hernach den Kopf: geviertheilt drauf
Und die vier Theil gehenkt auf
An die vier Straßen dieser Stadt,
Den Kopf man aufgestecket hat
Am Brückenthurm: auch Weib und Kind,
Ewig des Landes verwiesen sind:
Das Haus geschleift, deß ich allhier
Zur treuen Warnung stehe dir!
XXVIII. Feb. MDCXVI.

Wer dieser Vincenz Fettmilch war, worin sein Verbrechen bestanden und welche grausame Strafe er erlitten hat: wird sich aus nachstehender Erzählung ergeben.

Erstes Kapitel.

Eine Kaiserkrönung und die ersten Zeichen der Volksgährung.

Mehr als jemals hat die Stadt Frankfurt ihr freudestrahlendes Antlitz gezeigt und sich in ihren festlichen Schmuck gekleidet, als der 14. Juni des Jahres 1612 nahte, wo der Erzherzog Matthias von Oesterreich zum römisch-deutschen Kaiser gewählt und gekrönt werden sollte, weil sein Bruder Kaiser Rudolf II. blödsinnig geworden, die Regierung über Böhmen, Ungarn, Mähren und Oesterreich abgetreten hatte, und in dem genannten Jahre zu Prag gestorben war. Nach Inhalt der goldenen Bulle Kaiser Karl's IV. mußte die Krönung des neugewählten Kaisers innerhalb dreier Monate geschehen.

So war durch eine öffentliche Verkündigung des Rathes der Stadt der Tag der Kaiserkrönung vorbereitet und festgesetzt worden, und eine unzählige Menschenmenge wogte vergnügt durch die Straßen der volkreichen Stadt, als schon einige Tage zuvor jene sieben Kurfürsten mit großer Pracht einzogen, welche nach der erwähnten goldenen Bulle die Wahl des Kaisers zu vollziehen hatten; nämlich die Erzbi-

schöfe von Mainz, von Trier, von Köln, der König von Böhmen, der Pfalzgraf bei Rhein, der Herzog von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg. Die Erzbischöfe und geistlichen Kurfürsten erschienen in ihren scharlachrothen Hüten und Mänteln; die übrigen Fürsten mit golddurchwirkten, reich verbrämten himmelblauen Gewändern. Nicht minder prachtvoll waren ihre Staatswagen, ihre Pferdegeschirre, sowie das ganze glänzende Gefolge, woraus die Marschälle, die Kanzler und Räthe in ihren, mit Gold- und Silberstickerei strahlenden, Costüms hervorleuchteten. Aber mehr noch als diese Alle entfaltete der, zum neuen Kaiser ausersehene Erzherzog Matthias eine nie gesehene Pracht. Er ritt bei seinem Einzug ein schwarzbraunes edles Roß, dessen Haut fein und zart wie Sammt, glänzend wie ein Spiegel, und dessen Zäume und Bügel von Silber mit unterlegtem rothem Sammt waren, umgeben von vielen Herzögen, Rittern und Edelleuten höchsten Ranges, von denen jeder ein Costüm hatte, wie man es in gleicher Pracht noch nie gesehen. In einer Reihe von glänzenden Staatswagen folgten seine Gemahlin und viele Hofdamen im ausgesuchtesten Putze. Jeder Zug der ankommenden Herrschaften würde an den Grenzen des Weichbildes von Frankfurt von Abgeordneten der Stadt sammt Gefolge mit wehenden Fahnen, worauf der doppelte Reichsadler befindlich, empfangen und in die, für sie bestimmten, Wohnungen geleitet.

Nie waren die wahlberechtigten sieben Kurfürsten so einhellig, als in der Wahl des Kaisers Matthias.

Aus dem Wahlzimmer im Römer erging eine Kundmachung an das Volk, daß Matthias gewählt und ihm forthin die Geschicke Deutschlands in die Hände gelegt seien. Da flatterten Fahnen aus den Häusern und auf allen Thürmen der Stadt mit dem kaiserlichen Wappen, und die Wappenherolde schlugen das Resultat der Wahl an allen Straßenecken an.

Als aber der 14. Juni anbrach und die Morgenröthe wie aus einem Rosenbette aufstieg und die Sonne schon in aller Frühe ihr strahlendes Antlitz zeigte, da wogten unzählige Menschen durch die Straßen der Stadt, den neugewählten Kaiser zu sehen, welcher zur Krönung in den Dom ziehen mußte: da hallte vom ehrwürdigen Pfarrthurm die große Glocke, die sonst nur beim Sturmläuten gebraucht wurde und unter ihren mächtigen Schwingungen schien das riesige Gebäude zu erbeben, bis sie früh um sieben Uhr verstummte. Da zog allmählig die bewaffnete Bürgerschaft mit klingendem Spiele auf, um in jenen Straßen, durch welche der Krönungszug zur Domkirche kommen mußte, ein Spalier zur Abwehr der heranfluthenden Menschenmenge zu bilden.

Um diesen kaiserlichen Zug zu sehen und zugleich einen Platz in der Domkirche zur Betrachtung der Krönungsfeierlichkeiten zu finden, standen zwei Männer am Eingang derselben und hielten ihre Blicke auf die Straße gerichtet, woher der erwählte römische Kaiser mit seinem Gefolge durch das Spalier kommen mußte. Der Eine von diesen Männern war

von untersetzter kräftiger Statur, mit einem langen mageren Angesichte, scharf markirten Zügen, einer großen, scharf geschnittenen Nase, zwischen zwei blaugrauen, geistvollen, durchdringenden Augen, weit vorstehenden Wimpern, tief gefurchten Wangen, spitzzulaufendem Kinne und etwas hochgewölbten Lippen, um welche ein halb ironisches, halb wehmüthiges Lächeln spielte. Sein Haar war dunkel und dicht und beschattete eine breite hohe Stirne, auf welcher das Nachdenken zu thronen schien. Dieser Mann, in einfacher schwarzer Kleidung, welcher in allen seinen Muskelbewegungen viele Entschlossenheit zu verrathen schien, war der in der Geschichte Frankfurts bekannte Lebkuchenbäcker Vincenz Fettmilch. Der Andere aber, ein Mann von hagerer Gestalt, war sein Freund, der Schneidermeister Konrad Schopp, den man den Propheten zu nennen pflegte, weil er in alttestamentlichen hochklingenden Formeln zu sprechen pflegte.

„Der kaiserliche Zug läßt lange auf sich warten:“ sagte Fettmilch und sendete dabei seine spähenden Blicke durch das Spalier, soweit er sehen konnte. Dann richtete er sich auf den Zehen empor, um einen freien Blick über die dichtgedrängten Volksmassen zu gewinnen.

Der Herr spricht durch den Mund des Propheten: „meine Zeit ist noch nicht kommen:“ versetzte der hagere Schneider, indem er das, mit gothischen Schnörkeln gezierte Thor der Domkirche betrachtete.

„Was werden wir von des neuen Kaisers Ma-

jestät zu erwarten haben," fuhr Fettmilch mit gehobener Stimme fort, „da sein erlauchter Bruder Rudolf II. in Prag sich mehr mit Pferden und Gestirnen, als mit der Regierung beschäftigte und gleich einem Postreiter die Zügel dem Pferde auf den Hals gelegt und schaukelnd sich dem Schlaf überlassen hat, ohne sich um die Wohlfahrt des Reiches zu kümmern. Da war die Jesuitenherrschaft begründet, und das Urtheil der Geschichte über diese geht dahin, daß im Kriege mehr Gewalt als Recht, in der Politik mehr Arglist als Redlichkeit, in den Meinungen mehr Vorurtheil als Wahrheit, in den Bestrebungen mehr Eigennutz als Gemeinnützigkeit, im Volke überhaupt mehr Blindheit als Verstand herrschend geworden ist. Wer darf daran rütteln? Den Mönchen an die Bäuche, den Herrn im Regimente an die Zöpfe und dem Volke an den Seckel zu greifen, ist stets gefährlich."

Ein leises Lächeln überflog bei diesen Worten die übersichtigen Züge des Schneiders.

„Und wie hat es seither in den öffentlichen Zuständen Deutschlands, wie hat es besonders in unserer Stadt Frankfurt ausgesehen:" fuhr Fettmilch fort, während er mit dem Fuße auf die Erde stampfte. „Wo sind die Privilegien unserer Stadt, die weiland Kaiser Wenzel und Siegismund verliehen haben? Sie liegen verschlossen, wie in einem Burgverließe. Kein Bürger weiß und kennt sie. Was ist der Rath unserer Stadt, der sich hoch und weise nennt? Er übt die Regierung zu seinem eig-

nen Nutzen und zum Vortheile einiger bevorrechteten Familien aus. Schopp! Du kennst ja die Ufffteiner, die Kronstetts, die Kellner. Und vollends die Gerechtigkeitspflege? Die ist feil wie eine Dirne und bestechlich wie ein Lohnkutscher. Wer sein Recht sucht, muß sich am Ende an das Reichsgericht in Wien oder Prag, wo der Kaiser seine Residenz hat, also in die weiteste Ferne verweisen lassen, wo man Personen und Sachen nur aus todten, sogar einseitigen Akten kennt."

In düsterem Schweigen hörte der prophetische Schneider der flammenden Rede seines Freundes Fettmilch zu, bis die Pause dadurch unterbrochen wurde, daß die Heerpauken und Trommeten sich hören ließen, welche die Ankunft des kaiserlichen Zuges verkündeten. Ringsumgeben von Menschenwellen, welche außerhalb des Spaliers daher tosten, zeigten sich die kaiserlichen Wappenherolde und Marschälle in ihren Prachtgewändern mit weißen Stäben in den Händen. Dann folgten viele Fürsten, Grafen und Herrn auf silbergeschirrten stolzen Rossen mit rothsammtenen Zäumen und golddurchwirkten Schabraken, an deren Säumen die betreffenden fürstlichen und gräflichen Wappen in blauen, weißen und rothen Feldern erglänzten. Nach diesem Zuge folgte der kaiserliche Hofstaat zu Fuß, worin der Markgraf von Brandenburg sichtbar wurde, welcher das goldene Scepter, neben ihm der Pfalzgraf bei Rhein, welcher den Reichsapfel und der Herzog von Sachsen, welcher das silberplattirte Schwert trug. Endlich kam der

Kaiser selbst zu Fuß unter einem prachtvoll gewirkten, mit Inschriften, die am Saume herumliefen, und dem kaiserlichen Wappen geschmückten Baldachin, welcher von sechs Herrn des Rathes der Stadt getragen wurde, worauf ein langer Zug von Rittern und Edelleuten aller Stände folgte und sich zuletzt in eine lange prachtvolle Wagenreihe endigte, worin die Kaiserin und die Hofdamen befindlich waren.

Vor den, an der Fronte gehenden, Wappenherolden gingen die Thore der Domkirche auf und zum Empfange des kaiserlichen Zuges traten die drei geistlichen Kurfürsten und Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln hervor in ihren scharlachrothen Ornaten, um den Zug in die Domkirche zu geleiten und darin das Hochamt zu halten. Diese Gelegenheit benutzten Fettmilch und Schopp, durch die geöffnete Pforte in das Innere der Kirche einzudringen, wo es ihnen gelang, an einem Pfeiler in der Nähe des Chores einen Platz zu finden. Hier sahen sie rings um den Hochaltar die für die geistlichen Kurfürsten und Erzbischöfe sowie für das gesammte Domkapitel bestimmten scharlachrothen Sitze, oben aber eine Tribüne errichtet für den Kaiser und dessen Familie, mit Purpursammt belegt, und daneben eine andere für die übrigen Fürsten und Herrn, die mit schwarzem Sammt ausgeschlagen war, während eine große Menschenmenge allmählig die weiten Räume des heiligen Gewölbes füllte. Mächtige Tonströmungen entquollen jetzt der Orgel und das tausendstimmige Tedeum begann, nach dessen Beendigung der

Kaiser von etlichen Weihbischöfen abgeholt und in das Chor geleitet wurde. Auf dem Hochaltar lagen Scepter, Schwert und Reichsapfel. Auf einem vor demselben befindlichen Betstuhl kniete der Kaiser nieder, worauf der Erzbischof von Mainz die gewöhnliche Frage an ihn richtete: „ob des Kaisers Majestät den christlichen Glauben bekennen, die katholische Kirche beschirmen, die Gerechtigkeit handhaben, das Reich vermehren, Wittwen und Waisen beschützen und dem heiligen Vater zu Rom die gebührende Ehrerbietung beweisen wolle." — Nachdem der Kaiser mit einem lauten Ja geantwortet hatte, begann ein feierliches Hochamt, nach dessen Schlusse der Kaiser vor den Hochaltar trat, um die Salbung zu empfangen, die darin bestand, daß des Kaisers Rücken, Haupt und Arm entblößt wurden und das Zeichen des Kreuzes zuerst auf den Scheitel, dann zwischen die Schulterblätter und endlich am Vorderarme zwischen der Hand und dem Ellenbogen unter lauten Gebeten mit dem heiligen Oel gesalbt wurde.

Während dieser Handlung standen Fettmilch und Schopp an dem Pfeiler. „Hast Du alles gesehen, gehört und verstanden," sagte Fettmilch, indem er seinen Gefährten fragend ansah. Dieser nickte bejahend. „Hast Du auch die Herren des Rathes gesehen, absonderlich den schändlichen Uffsteiner und all' sein Gelichter, das dem Kaiser nachzieht, wie Marketender dem Heere und jedem kaiserlichen Gedanken die Schleppe trägt, um Gewinn von ihm zu haben, während sie auf Unkosten der Stadt die Seckel füllen.

Aber ich hoffe zum Kaiser zu kommen, und ihm zu sagen, woran es in unserer Stadt fehlt; ich hoffe, daß die Rede eines freien deutschen Mannes Eingang bei Sr. Majestät finden wird, wenn sie das Gelübde halten will, das wir vor der Salbung von den kaiserlichen Lippen gehört haben." Damit ergriff Fettmilch seinen Freund Schopp bei der Hand und zog ihn durch die Menschenmenge nach dem Eingange zu, wo sie schweißtriefend anlangten, und sich trennten!

„Noch ein Wort," sagte Fettmilch, indem er sich beim Weggehen umdrehte. „Diesen Mittag kommen wir auf dem Römerberge zusammen. Der Platz ist Dir bekannt. Ich werde den Kaiser sprechen." Damit trennten sie sich.

Zweites Kapitel.

Justizsünden und Staatsgebrechen mit ihren traurigen Folgen.

Den Nachmittag war im Römersaale ein großes Banket zu Ehren der kaiserlichen Majestät veranstaltet. Man hörte daraus die fröhlichen Weisen der Pfeifer, Lautenschläger und Paukenmeister hervorschallen; man erblickte auf den Vorplätzen und Gängen die Wappenherolde und Ehrenholde, welche zur

Anordnung des Ganzen auf und ab eilten. Aus dem fröhlichen Gewühl des Volkes, welches auf dem Römerberge und in allen angrenzenden Straßen in dichten Massen auf- und abwogte, sah man bereits jene bretterne Bude hervorragen, worin nach den herrschenden Gebräuchen ein Ochs gebraten wurde, dessen Inneres mit allerhand Geflügel und Früchten angefüllt war. Zu gleicher Zeit sah man am Brunnenstock den kaiserlichen Adler angebracht mit doppelten Köpfen, aus deren Schnäbeln rother und weißer Wein springen mußte; es war nämlich die Einrichtung so getroffen, daß aus einem Hause oben am Römerberge, worin die Weinfässer lagen, unterirdische Röhren bis in den Brunnen gelegt waren. Auch lag bereits ein großer Haufen Hafer ausgeschüttet, der dann Preis gegeben wurde, was alles zu den Krönungsfeierlichkeiten gehörte.

In der Nähe des Nikolaithurmes hatten sich Fettmilch, der Schneider Schopp und der Schreiner Gerngroß eingefunden und sahen dem Menschengewühle zu, welches darauf wartete, bis der gebratene Ochse, der springende Wein und der Haufen Hafer zur öffentlichen Belustigung Preis gegeben würde. Auch war das Gedränge in der Nähe dieser Plätze am stärksten, weil sich darunter Viele befanden, die auf das Zeichen der Preisgebung warteten. Ueber diese Menschenwellen streiften Fettmilch's Augen hin. Plötzlich fühlte er eine Hand, die ihm von hinten auf die Schulter klopfte. Schnell drehte er sich um. Es war der Syndikus Mindanus, welcher zu ihm

sagte: „Nun, Fettmilch! ist man jetzt zufrieden, daß ein neues Oberhaupt für das deutsche Reich gewählt ist?“ Diesen blickte der Lebküchler finster an und zuckte kalt mit den Achseln. „Das Reich war in Verwirrung,“ fuhr der Syndikus fort: „aber ich denke, die öffentlichen Angelegenheiten werden jetzt in einer kräftigeren Hand liegen, als es seither der Fall war. Man hat den neuen Kaiser gesehen und darf aus seiner Haltung schließen, daß er die Geschicke Deutschlands mit Weisheit, Gerechtigkeit und Kraft führen wird. — Nicht wahr, Fettmilch! Ich weiß, Ihr gehört zu denen, die mit den öffentlichen Zuständen unzufrieden sind. Allein Ihr dürfet nicht vergessen, wer Früchte pflücken will, muß auf den Baum steigen, darf ihn aber nicht abhauen, um bequemer pflücken zu können. Ihr versteht mich, Fettmilch! wenn man Wünsche oder Beschwerden hat, muß man an die höchsten Stellen gehen, selbst zum Kaiser, aber nicht die Obrigkeit stürzen wollen.“

Finster maß Fettmilch den Redenden mit seinen Blicken und sprach mit gedehnter, fast tonloser, hohler Stimme: „Aber man haut einen Baum ab, wenn er faul ist.“ Die Antwort des Syndikus war, daß er warnend den Zeigefinger aufhob; während er im Gedränge verschwand.

Allmählig begann das Schauspiel der Preisgebung. Zuerst trat der Kurfürst von Sachsen aus der Halle des Römer, bestieg ein daselbst bereit gehaltenes Roß, ritt in den Haufen Hafer hinein, füllte ein silbernes Simmer, strich es mit einem

silbernen Streichmaaß ab, reichte es seinem Erbmarschall, der Assistent bei dieser Ceremonie war und ritt wieder zurück. Jetzt war der Hafer Preis gegeben, und mit lautem Jubel stürzte sich das Volk hinein, die bereit gehaltenen Gefäße zu füllen. Jetzt kam die Reihe an den gebratenen Ochsen. Herunter vom Banket schritt jetzt der Kurfürst von der Pfalz zu Fuß auf den Römerberg heraus, trug eine silberne Platte in den Händen, trat in die bretterne Küche und empfing ein Stück vom gebratenen Ochsen, worauf das Volk mit fröhlichem Geschrei auf die Bude stürzte, solche zusammenriß und den gebratenen Ochsen buchstäblich in Fetzen davon trug. Unmittelbar darauf erschien der Kurfürst von Brandenburg am Brunnen, füllte zwei goldene Becher, den einen mit rothem, den anderen mit weißem Wein; und damit war das Signal gegeben, daß sich jeder, wer wolle, seinen Trunk holen könne.

„Das ist ein leichtfertiges Volk,“ sagte Fettmilch, wobei man einen wehmüthigen Zug um seine Lippen spielen sah. „Wenn es nur Vergnügen und Genuß hat, so ist ihm alles Uebrige gleichgiltig. Für die öffentlichen Angelegenheiten hat es keinen Sinn. Es schwimmt immer auf der Oberfläche und ahnt nicht, daß Perlen in der Tiefe liegen.“

„Du hast Recht, Fettmilch!“ versetzte der Schreiner Gerngroß. „Mit dem neuen Kaiser werden unsere Beschwerden ihre endliche Erledigung finden.“

„Wir werden sehen,“ entgegnete Fettmilch, „jedenfalls werde ich den Kaiser sprechen und ihm sagen,

daß unsere, mit kaiserlichen Privilegien begabte, Stadt sich unter dem Joche etlicher bevorrechteter Familien befindet, die sich der vornehmsten Rathsstellen bemächtigt haben, die Finanzen der Stadt zu ihrem Vortheile ausbeuten, das Volk mit immer neuen Auflagen und Sporteln belasten und solche in Privatseckel leiten, die reichen Juden zu Wuchergeschäften gebrauchen und sie in auffallender Weise begünstigen, die öffentliche Gerechtigkeitspflege zu Finanzspekulationen herabwürdigen und dadurch die Wohlfahrt der Stadt an den Abgrund des Verderbens gebracht haben." „Gürte Deine Lenden mit dem Schwert; schmücke Dich schön, Du Held!" sagte der Schneiderprophet, indem er hinter Fettmilch trat, um den Rippenstößen auszuweichen, die ihm durch das Gedränge fühlbar wurden.

Inzwischen war es Abend geworden. Ein heller Kerzenschein leuchtete aus den Fenstern des Römer und ließ einen rothen Schimmer über die Köpfe der dichtgedrängten Menschenmasse spielen. Verschiedene Stücke von Heerpauken und Drommeten erklangen durch das fröhliche Getümmel. Allmählig erglänzte die Illumination der Stadt. Unzählige Lichter flimmerten in langen Reihen vor den Fenstern und strahlende Transparente schimmerten mit buntfarbigen Wappen und Inschriften auf allen öffenlichen Plätzen der Stadt.

Da zog ein neues Schauspiel die Augen des Volkes auf sich. Etliche Feuerkugeln zeigten sich unter dem gestirnten Himmel und schwebten langsam

durch die goldgesäumten Wolken, bis sie nach und nach erloschen. „Welche Vorbedeutung!“ riefen etliche der Umstehenden, die dem Laufe der Feuerkugeln mit den Augen folgten: „das zeigt Krieg, Theuerung und Pestilenz an.“ Dazwischen aber hörte man etliche Juden ächzen: „Gott! was e Begebenheit, märikwerdig und schröcklich zu sehen. Sollet man nit meine, der Barrachemoves (Würgengel) kommet und daß wir kriegen den Dalles (Tod.) — Es ist der Monat Tamuz. Müssen wir nit haben Foricht vor das Sackin (Schwert) der Amalekiter. — Chasveschulem (Gott sei uns gnädig)! — Aß wir gehen in der Synagoge und blasen in dem Horn des Widders zum Gedächtniß an dem Opfer, das Vater Abraham gebracht hat vor seinem Sohn Isaak, zu verderben die Gojim (Nicht-Juden). — Boruch schem Adonoi Elohenu! (Gelobet sei der Name unseres Gottes)! — Worum ist nit vorhanden ein Ban (Sohn) von die Makkabäer, zu schützen die Nachkommen Abrahams? — Schmo Jisroel (der Gott Israel erhöre uns)!“ — „Laß sie ohren und dibbern,“ sagte Fettmilch, welcher die Juden haßte, weil er in ihren Reichthümern, sowie in ihren Wuchergeschäften, die sie getrieben haben sollen und in ihrem Zusammenhange mit einem verderbten Rathe die Ursache des öffentlichen Druckes zu erblicken glaubte,* außerdem aber noch

*) Ludolf in seiner: „Schaubühne der Welt“ nimmt als erwiesen an, daß die städtische Regierung alle müßig liegen-

aus besonderen Veranlassungen, die sich weiter unten ergeben werden, gegen Rath und Judenschaft Rache schnaubte. „Die Zeit“ fuhr er fort, „wird nicht mehr ferne sein, wo man sie in das Land verweist, woher sie gekommen sind. Wisset ihr nicht, Schopp und Gerngroß! wie die Geißler im vierzehnten Jahrhundert dieses Wuchergeschmeiß angegriffen und erwürgt haben, weil Einer von diesen Kindern Israel aus dem Storchen einen feurigen Pfeil in das Rathhaus geworfen und solches dadurch angezündet hat. Wisset ihr nicht, warum diesen Erbfeinden der Christen eine besondere Gasse mit der Vorschrift angewiesen worden ist, daß solche alle Feiertage geschlossen werden muß. Wisset ihr nicht, daß es Gesetz in diesem Volke ist, alles zu hassen, was Nicht-Jude ist, weil es sich für das auserwählte Volk ansieht; daß es für erlaubt gilt, Betrug und Wucher im Handel und Wandel auszuüben. Wisset ihr nicht, daß dieses Volk in verschiedenen Städten Deutschlands die Brunnen vergiftet hat, um die Christen auszurotten. Niemand, der die Herrschaft des Christenthums will, kann es mit gleichgiltigen Augen ansehen, daß dieses Volk sich so sehr vermehrt, und durch seine zahlreiche Nachkommenschaft für Deutschland ebenso gefährlich wird, wie weiland in

den Staatsgelder an die Juden gegen dreizehn Prozent und noch höher ausgeliehen und wie natürlich den Profit eingesteckt habe. — Eine Manipulation, die wohl auch anderwärts und in späteren Zeiten unter dem Schleier des Geheimnisses geübt worden sein mag.

Aegypten, weßhalb ein zweiter Pharao noth thut, das Land zu reinigen."

„Willst Du dieser Pharao sein?" fragte der Schreiner Gerngroß und blickte den Lebküchler forschend an.

„Und wenn ich es sein wollte, hätte ich nicht Grund dazu?" entgegete Fettmilch mit scharfer Betonung, wobei man deutlich sah, wie die Ader des Zornes auf seiner hohen Stirne schwoll. „Du hast den kleinen Heinrich gekannt, den nachgelassenen Waisen meines verewigten Bruders Daniel, welchen ich wie mein eigenes Kind liebte und in meinem Hause erzog. Wie der Knabe in die Judengasse gerathen, weiß ich heute noch nicht. Genug, dort ist er verschwunden. Wochenlang hat man an allen Orten und Enden gesucht. Auch hat man einen ansehnlichen Preis für den ausgesetzt, der den Knaben ausfindig machen würde. Endlich hat man in dem Hause des Judenfleischers Lob Sonneborn und zwar hinten im Hofe unter einem Haufen Holz das Skelett eines Kindes gefunden, das mein armer Heinrich gewesen sein muß. Der Jude wird es geschlachtet und die Ueberreste unter das Holz gesteckt haben, meinend, daß die Verwesung bald die zarten Knöchlein vernichtet haben würde. Im ersten Zorne wollte ich die Judengasse stürmen und den Judenfleischer durchbohren. Allein der Rath, dem ich die Anzeige machte, wies mich zurück, fing eine langweilige Untersuchung an, verbot mir alle Selbsthülfe und glaubte endlich dem Judenmetzger, welcher behauptete, daß es

die Knochen von einem Widder gewesen seien, den er auf den Sabbath geschlachtet. Ach Schopp, ach Gerngroß! seit dieser Zeit schäumt mein Blut durch die Adern und der Geifer des Zornes steht mir vor den Lippen, wenn ich in die Judengasse, in diese Höhle eines Volkes blicke, das nach Christenblut dürstet."

Die strengen Blicke Fettmilch's wurden noch düsterer, als er diese Worte sagte; seine Lippen waren stolz und trotzig aufgeworfen und die Finger an seinen Händen zogen sich convulsivisch zusammen. Endlich sagte er, indem er sich lebhaft auf dem Absatz herumdrehte: „Das Banket ist vorüber. Aber glaubet mir, jene Feuerkugeln, die wir unter dem gestirnten Himmel schweben sahen, werden auf den Rath dieser Stadt, der seine Pflicht vergessen, werden auf die Judengasse fallen und für die Kinder Israel der gefürchtete Barachemoves sein. Schon sieht man die bösen Dünste aufsteigen, welche als Gewitterregen mit Blitzen und Donnerschlägen niederfallen werden."

Doch auch der hagere Schneider Schopp, den man wegen seines träumerischen Wesens, seiner biblischen und häufig unverständlichen Redensarten den Propheten nannte, blieb bei dieser Katastrophe mit den Feuerkugeln nicht müßig. Er drängte sich durch die Masse des Volkes bis zum Brunnen, schwang sich auf die steinerne Einfassung des Bassin, wies mit seinem dürren Zeigefinger gen Himmel, wo noch ein rother Schein sichtbar war und rief mit geschlossenen Augen, als ob er von einem inneren Lichte er-

leuchtet wäre: „Siehe, dieser wird gesetzt zu einem Falle und Auferstehen Vieler in Israel und zu einem Zeichen dem widersprochen wird, und es wird ein Schwert durch deine Seele gehen, daß vieler Herzen Gedanken offenbar werden."

Stille, stille!" hörte man durch die summende Menschenmenge rufen: „der Prophet redet und weissagt. Höret auf seine Worte!"

Und mit gen Himmel gehobenen Armen, aber stets geschlossenen Augen, als einem Zeichen der Empfängniß des inneren Lichtes fuhr der hagere Schneider also fort: „Aber der Herr wird eine Weinlese halten. Die saueren Heerlinge, davon die Zähne stumpf geworden, wird er wegschmeißen; aber die süßen Trauben wird er keltern zu einem Moste, davon sein Volk vor Freude taumeln soll. Darum Du Held! hebe Deine Stimme auf mit Macht und sage zu Jerusalem, daß ihre Ritterschaft ein Ende hat; Hebe Dich auf und fürchte Dich nicht und sage den Städten Juda: Siehe! der Herr kommt gewaltiglich und sein Arm wird herrschen. Siehe, sein Lohn ist bei ihm und seine Vergeltung ist vor ihm. Und so der Herr kommt, wird er also den Auserwählten mit sich führen, in welchem gesammelt werden sollen alle Völker der Heiden und alle so in Finsterniß sitzen und im Schatten des Todes, und derselbige wird die Wurfschaufel in die Hand nehmen und wird seine Tenne fegen und wird den Weizen *sammeln* aber die Spreu wird er verbrennen mit ewigem Feuer."

„Wen meint der Prophet mit dem Auserwähl-

ten?" rief eine Stimme aus dem Volke. — — „Stille, stille! nicht unterbrechen!" antworten Unzählige, die sich auf den Zehen erheben, um die träumerische Gestalt des Propheten zu sehen, der in stiller Verzückung dastand und also fortfuhr:

„Höret zu, ihr Völker der Erde, was der Herr durch den Mund des Propheten sagt: Hebet euere Augen in die Höhe. Der den Himmel ausbreitet, wie ein dünn Fell und wie eine Hütte, da man inne wohnet, derselbige Herr Zebaoth wird durch seinen Gesalbten die Gewaltigen vom Stuhle stoßen und die Elenden erheben, die Hungrigen mit Gütern füllen und die Reichen leer lassen. Und er wird seinen Geist legen auf alles Fleisch und deine Jünglinge und Jungfrauen werden Gesichte sehen, und den Gesalbten des Herrn, umgeben von den Wolken des Himmels. Feuer geht vor ihm her, ein fressend Feuer; in seinem Grimm wird er sie erschrecken und wird die, so wider den Gesalbten sind, in Bündelein binden und werfen in den Feuerofen. Und er wird groß sein in seinem Volke, der Sohn eines fruchtbaren Baumes neben der Quelle und seine Aeste ragen über die Mauer. Denn es ist ein geraubt und geplündert Volk. Sie sind allzumal verstrickt in Höhlen und versteckt in den Kerkern; sie sind zum Raube geworden und ist kein Erretter da, geplündert, und Niemand saget, gieb sie wieder her! — Wer hat Jacob übergeben zu plündern und Israel den Räubern? — Also fürchte dich nicht, du Würmlein Jacob, ihr armer Haufe Israel. Ich helfe dir,

spricht der Herr, und dein Erlöser, der Heilige in Israel, wird kommen frühe, daß ihre Ritterschaft ein Ende hat. Siehe, spricht der Herr, er ist mitten unter euch getreten, den ihr nicht kennt. Ich habe ihn zu einem neuen scharfen Dreschwagen gemacht, der Zacken hat, daß er soll Berge zerdreschen und zermalmen und die Hügel wie Spreu machen. Und soll sie zerstreuen, daß sie der Wind verwehe zu den Angern. Die aber auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden. Denn siehe! spricht der Herr, das ist mein Knecht, der Auserwählte, an welchem meine Seele Wohlgefallen hat. Er aber freuet sich deiner Kraft und ist sehr fröhlich über deine Hilfe. Du giebst ihm seines Herzens Wunsch und weigerst nicht, was sein Mund bittet. Du setzest ihn mit Segen ewiglich und erfreuest ihn mit Freuden deines Antlitzes. Mit seinen Sehnen wirst du gegen deine Feinde zielen und sie fällen mit dem Grimme deines Eifers: Sela."

So sprach der Schneiderprophet mit monotoner, fast singender Stimme und stieg, ohne auf den Erfolg seiner geheimnißvollen Rede zu hören, schweigend und träumerisch von der steinernen Einfassung herunter.

„Wer ist unter dem Auserwählten gemeint:" rief es von Neuem im Volke. — — „Seine Majestät Kaiser Matthias, der Gesalbte des Herrn!" ließen sich andere Stimmen im Volke hören. Aber

man hört auch dazwischen rufen: „Vincenz Fettmilch hervor! Er ist der Mann, der Erlöser, den der Prophet gemeint hat.“ Viele Augen waren auf den Lebküchler gerichtet, der aber anfangs still und unbeweglich auf seinem Platze blieb und nach einer kleinen Weile mit seinen Gefährten sich entfernte.

Gegen Mitternacht verlief sich die Menschenmenge, erloschen die Lichter und farbigen Lampen der Stadt.

Drittes Kapitel.

Die fruchtlose Beschwerde.

Am anderen Morgen kleidete sich Fettmilch sehr sorgfältig, legte eine ehrbare schwarze Kleidung an, setzte ein Barett auf, wie es damals die Bürger trugen und schritt durch die Töngesgasse, worin seine Wohnung lag, nach dem Braunfels, worin der Kaiser Matthias residirte. Seine Majestät zu sprechen, darauf stand des Lebküchlers Sinn. In den Höfen und auf den Gängen des weitläufigen Gebäudes sah man Kanzler, Marschälle und Räthe, sowie eine glänzende Dienerschaft beschäftigt, Anstalten zur Abreise des Kaisers zu treffen, der über Prag nach Wien ziehen wollte. Auch standen etliche Mitglieder des Rathes auf den Gängen, den Kaiser zu be-

grüßen, darunter auch der Junker Hans von Uffstein, gegen welchen Fettmilch einen glühenden Haß hegte. An diesen ging er stolz und trotzig vorüber und warf besonders dem Uffsteiner durchbohrende Blicke zu, die nicht unbemerkt blieben. — — „Welcher leidenschaftliche Mann!" bemerkte der Schöff von Günterode seinen Collegen. „Wie kühn ist seine Haltung; wie trotzig und herausfordernd sind seine Blicke. Ich wollte, edler Junker von Uffstein! es wäre die Geschichte mit dem Garten nicht vorgefallen, die ihn so sehr gereizt hat. Es wäre besser gewesen, ihm die Sentenz zu erlassen, wonach ihm der Schinder in der Rathsstube dreimal auf den Mund schlagen mußte. Jetzt haben wir's, daß er wie ein glühender Vulkan einen Ausbruch droht."

„Pah!" — erwiederte der Uffsteiner mit spöttischem Lächeln: wer wird von diesem hochmüthigen Bürgerpack Notiz nehmen, das sich mit dem erlauchten Adel messen will und sich so viel auf kaiserliche Privilegien einbildet, die zu dessen Kenntniß und Uebung nicht gehören. Die Sache mit dem Garten und mit den Maulschellen durch die Hand des Schinders beruht auf Sprüchen der Gerechtigkeitspflege, über die man sich nicht wegsetzen kann. Uebrigens gehört dieser Fettmilch zu den Unzufriedenen dieser Stadt, deren Anführer er ist, hat Böses im Sinn, dürstet nach Rache gegen den Rath dieser Stadt und gegen die Judenschaft und geht mit dem Gedanken um, die ordentliche Obrigkeit zu stürzen, und vielleicht wohl selbst sich zu einem regierenden Herrn aufzu-

schwingen. Nicht umsonst hat ein hoher Rath dieser Stadt ein wachsames Auge auf ihn gehabt."

So sprachen die Herrn des Rathes mit einander, während Fettmilch rasch bis in das Vorgemach des Kaisers getreten war, wo ein kaiserlicher Kanzler die Anmeldungen zu Audienzen entgegennahm. Es gelang des Lebküchlers dringenden Bitten, sofort vorgelassen zu werden. Als er eintrat, fand er sich in einem geräumigen Gemache, dessen Wände mit Goldleisten und köstlichen Goldstoffen bekleidet, sowie mit Ruhepolstern von blauer Seide versehen waren. Aus dem Hintergrunde dieses Gemaches trat Kaiser Matthias in einem Hermelin hervor und winkte mit der Hand zu reden.

Sofort begann Fettmilch eine Reihe von Beschwerden, die er gegen den Rath der Stadt vorbrachte und bat dringend: „Ew. Majestät wolle geruhen, den Stand der Sache untersuchen zu lassen, die Lage der Dinge zu ändern, welche nicht länger mehr in dem seitherigen Zustande verbleiben kann, ohne allgemeine Unzufriedenheit zu erregen."

„Wer ist man?" fragte der Kaiser und hob seine milden, fast matten Augen zu dem Lebküchler empor, der in fester Haltung vor ihm stand.

„Vincenz Fettmilch ist mein Name, Bürger und Lebküchler der Stadt Frankfurt," war die Antwort.

„Und worüber beschwert man sich?" fuhr der Kaiser fort.

„Erstlich," entgegnete Fettmilch, „daß einige bevorrechtete Familien alle Macht, alle Rechte und

Einkünfte der Stadt an sich gezogen haben, daß die Uffsteiner, die Kronstetts, die Kellner ihre Aemter im Rathe und Schöppenstuhl wie eine herrschaftliche Erbleihe besitzen und ungeachtet freie Wahl des Rathes in den kaiserlichen Privilegien verbrieft ist, solche Aemter nicht allein auf Lebenslang behaupten, sondern auch auf ihre Kinder und Nachfolger vererben."

„Wir werden es gnädigst in Erwägung ziehen," versetzte der Kaiser mit anscheinend gleichgiltiger Miene, als wäre es ihm langweilig, Beschwerden anzuhören.

„Das schlimmste dabei ist," fuhr Fettmilch mit gehobener Stimme fort, „daß die wohlregierenden Herren Stadtschultheißen und Schöppen, indem sie sich als Eigenthümer ihrer Aemter ansehen, die Zölle und Abgaben der Stadt durch künstliche Handthierungen in ihre Privatseckel zu leiten und sich damit zu bereichern wissen, daß die Bestechung an der Tagesordnung ist und Niemand ohne Geld eine gerechte Sache durchführen kann; daß der Haushalt dieser Stadt sich in großer Verwirrung befindet und niemals darüber Rechnung öffentlich abgelegt wird; daß der Wein aus dem Rathskeller bei den Festgelagen der vornehmen Herren in Strömen fließt und die Kosten dafür von den Bürgern auf indirecte Weise bezahlt werden müssen; daß in den Kanzleien und Rathsstuben keine Hand, keine Feder sich regt ohne Bezahlung und die augenscheinlichsten Erpressungen überall in aller Form Rechtens ausgeübt werden,

auch die Amtssporteln und sonstigen Anhängsel in den einfachsten Sachen kein Ende nehmen und mit der größten Strenge beigebracht werden; daß durch diesen Unfug der städtischen Regierung die Schulden der Stadt sich immerfort vermehren, anstatt vermindert zu werden, und zum schändlichsten Bankerott führen müssen, ohne daß die patriotischen Bürger im Stande wären, bei der geflissentlichen Geheimhaltung dieser Sachlage, dem gemeinsamen Uebel auf den Grund zu sehen; daß die, welche die Regierung der Stadt ausüben, die gerechtesten Klagen mit Blicken des Stolzes und der Verachtung, mit Drohungen und Strafen zurückweisen und sich so geberden, als wären sie die Herrscher der Stadt, die Bürger aber ein Haufe von Leibeigenen, über die sie nach Willkür schalten und walten könnten."*

---

*) Diese Klagen, welche Fettmilch dem Kaiser Matthias vortrug, waren nach Ausweis aller Nachrichten, die man über das herrschende Regierungssystem jener Zeit besitzt, sehr wohl gegründet, wie sich weiter unten aus Angaben sicherer Gewährsmänner ergeben wird. **Der Muth aber, womit dieser moralisch starke Mann frei und unverholen die Wahrheit** sagte und die Blößen des Regierungssystems aufdeckte, zeugt von hohem Rechtssinn und nicht gewöhnlicher Seelenstärke, die ein besseres Schicksal verdient hätte. Uebrigens hat Kaiser Matthias für Freiheit, Aufklärung und Recht bekanntlich sehr wenig gethan und seine Regierung hatte jenen einseitigen und bigotten Charakter, welcher den Grund zu dem beklagenswerthen dreißigjährigen Kriege gelegt hat und nicht selten an Oesterreich's Kaisern auch späterhin noch wahrzunehmen gewesen ist.

„Wir werden es gnädigst in Erwägung ziehen," entgegnete der Kaiser mit gedehnter Stimme.

„Ferner ist von einer ordentlichen Rechtssprechung in dieser Stadt gar keine Rede," fuhr Fettmilch fort. „Die Justiz ist eigentlich nur eine Handlangerin dieser kleinen Herren, eine Dienstmagd derer, die sich in den Gewinn theilen und wobei nur diejenigen den Sieg gewinnen, die durch Geburt, Reichthum und Stellung hervorragen und bessere Sporteln und Gebühren zahlen können."

Hier hielt der Lebküchler inne, um die Physiognomie des Kaisers zu erforschen, welchen Eindruck seine Beschwerden hervorbrächten. Als er aber denselben Gleichmuth bemerkte, in welchem keine Regung sichtbar wurde, als die beinahe ausweichende Antwort: wir werden es gnädigst in Erwägung ziehen; sich wiederholte, ergriff er mit größerem Nachdruck das Wort: „Soll ich Ew. Majestät Belege über diese Zustände bringen? — Wohlan, so sei es. An der Bockenheimer Landstraße, vielleicht zweihundert Schritte von dem Thore entfernt, besaß ich einen kleinen Garten, unmittelbar an die Landstraße stoßend, mit einem zierlichen Häuslein darin, Blumenbeeten, Rebgehängen und veredelten Obstbäumen, — ein theures Erbstück meiner Voraltern. Hier war der Spielplatz meiner eigenen Jugend, sowie meiner Kinder, der Erholungsort für meine Familie, wenn der Abend kam. Hinter diesem Garten hatte ein Herr vom Schöppenstuhl, Junker Hans von Uffstein eine große Villa nebst Garten angelegt und trat, als

er mit dem Bau fertig war, mit der Behauptung hervor, daß meine Gartenbäume und mein kleines Landhaus ihm die Aussicht auf die Bockenheimer Landstraße versperrten und daß er Entfernung dieser Hindernisse vom Rathe der Stadt verlangen müsse. Da meine kleine Besitzung viel älter und von jeher unbestritten war, so behauptete ich das ältere Recht. Allein nun klagte dieser Uffsteiner am Stadtgericht auf Schleifung meines Hauses und Fällung meiner Obstbäume und wußte auch seiner Klage mit einem Häuflein Gold den erforderlichen Nachdruck zu geben. Ohne eine offenbare Ungerechtigkeit zu begehen, konnte die Entscheidung nimmermehr zu meinem Nachtheil ausfallen. Also wurde die Sache, um mich zu ermüden und einzuschüchtern, in das Unendliche verschleift, und immer neue Geldopfer verlangt, wodurch man beabsichtigte, meine Kräfte zu erschöpfen. Allein ich hielt standhaft aus. Endlich aber erfolgte ein Erkenntniß, wonach das Stadtgericht die Entscheidung an das Reichskammergericht in Prag, der damaligen Residenz von weiland Kaiser Rudolf, verwies. In dieser weiten Entfernung vermochte ich mein Recht nicht zu vertheidigen. Der Uffsteiner gewann den Sieg. Es erfolgte eine Sentenz, wonach mein liebes Gartenhäuslein geschleift, meine Obstbäume gefällt und für die Unkosten mein Gärtlein aufgesteckt und veräußert werden sollte. So wollte es der Uffsteiner. Er wollte meinen Garten in aller Form Rechtens an seine Villa bringen und dadurch seine Besitzung bis vorn an die Bockenheimer Landstraße erweitern."

Bei dieser Erzählung zitterte eine Thräne in Fettmilch's Auge, das er trauriger Empfindungen voll auf den Boden senkte, um seiner Bewegung Herr zu bleiben. Allein des Kaisers Majestät erhoben dann und wann die Blicke zu dem Sprechenden empor, als wäre die Sache unglaublich, ohne aber eine andere Empfindung auszudrücken, als die: „wir werden gnädigst unsern Kanzler mit Untersuchung der Sache beauftragen."

„So bin ich denn des theuren Erbes meiner Väter durch rechtsgelehrte Kniffe und Schleichwege, sowie durch den Reichthum und das Ansehen der Person beraubt worden," fuhr Fettmilch fort, nachdem er sich ein wenig gesammelt hatte. „Als mir aber diese abscheuliche Sentenz des kaiserlichen Reichskammergerichts in der Rathsstube vorgelesen worden war, übermannte mich der heftigste Unwille. Ohne Rückhalt schalt ich den gegenwärtigen Uffsteiner einen Schinder und die Richter seine Handlanger und Gesellen, rief ein Wehe über die Stadt aus, wo die Justiz feil sei wie eine Dirne, und bestechlich wie ein Lohnkutscher, und ging hierauf tief betrübt hinweg. Es währte nicht lange, so erschien eine neue Sentenz, welche mich wegen schwerer Beleidigung eines Herrn von Adel und der Richter nicht allein in eine Geldbuße von dreihundert Goldgulden verfällte, sondern mich auch schuldig erkannte, daß mir der Schinder der Stadt mit der Hand dreimal auf den Mund zu schlagen habe, zur Strafe für die Worte, die ich gesprochen. Diese dreihundert

Gulden fielen abermals in den Seckel des Junkers von Uffstein und ich mußte von einer ekelhaften Hand, die nur thierische Leichname abledert, dreimalige Maulschellen erdulden. So bin ich vor Ew. Majestät in geziemender Ehrfurcht erschienen mit der Bitte um gnädigste Rechtshilfe wider solche Ungerechtigkeit und Gewalt der Obrigkeit."

Hier fuhr sich der Kaiser mit der Hand über die Stirne und versetzte nach kurzem Nachdenken: „Es wird gut sein, diese Beschwerden schriftlich einzureichen und den Erfolg mit Geduld abzuwarten." Mit einer Handbewegung zeigte der Kaiser das Ende der Audienz an, warauf Fettmilch das Gemach verließ.

Auf dem Gange sah er seinen Gegner, den Uffsteiner, inmitten der übrigen Herrn des Rathes stehen, um zu warten, bis sie dem Kaiser ihre Aufwartung machen könnten. Aber drohende Gewitterwolken lagen auf Fettmilch's Stirne, als er dieser Herren ansichtig wurde und im Vorübergehen warf er namentlich dem Uffsteiner einen durchbohrenden Blick zu, daß selbst des Junkers stolzes Herz erbebte und er vor dieses Mannes Blicken unmerklich zitterte und die Farbe wechselte. Doch faßte er sich schnell und stellte sich so unbefangen, als möglich, als er zur Audienz vor den Kaiser kam. Was der Gegenstand und Erfolg derselben war, ist unbekannt geblieben. Nur soviel war laut geworden, daß der stolze Junker und Schöffe von Uffstein seit dieser Audienz eine goldene Gnadenkette mit dem in Gold emaillirten Bilde des Kaisers um den Hals trug.

Viertes Kapitel.

Ein altrömisches Rathssignal.

Seit dieser Zeit schritt Fettmilch immer kühner und entschlossener seinem Ziele zu. Zunächst arbeitete er daran, seine Beschwerden in einer Reihe von Artikeln abzufassen, schilderte mit beredten Worten die ihm widerfahrene Ungerechtigkeit und wurde damit zugleich der Dolmetscher und Sachwalter der gesammten Bürgerschaft, die mehr oder minder mit den öffentlichen Zuständen unzufrieden war. Diese Schrift reichte er bei der kaiserlichen Hofkammer ein, indem er nach den Verheißungen des Kaisers hoffte, daß sie einer besonderen Aufmerksamkeit würde theilhaftig werden.

Allein all' sein Warten auf Erfolg war umsonst. Es schien vielmehr darauf abgesehen zu sein, sein Gemüth milder zu stimmen, als der damalige Schulrector Magister Lorenz Bull, eine von des Uffsteiners Creaturen und ein steter Lobredner des Rathes und aller seiner Handlungen, Gelegenheit zu einer Unterredung mit dem Lebküchler suchte. Dieser Magister war an der lateinischen Schule angestellt, galt als ein gelehrter Sonderling für einen Pedanten, war etwas übersichtig und hatte in lauter grammatischen Sprachformen der praktischen Welt vergessen. Dabei hatte er die Eigenthümlichkeit, daß er

lauter hochtrabende, gelehrt klingende und aus fremden Sprachen entlehnte Worte anbrachte und wo sich solche nicht finden ließen, lange Umschreibungen gebrauchte. Namentlich fiel es auf, daß er sich angewöhnt hatte, immer in der Pluralform zu reden und statt: Ihr oder Sie: „Wir“ zu sagen. Die Anekdoten, welche die Schüler dieser gelehrten Anstalt von diesem Magister erzählten, waren mitunter sehr komisch. „Wir sind faul gewesen,“ sagte er öfter zu seinen Schülern: „wir sind ein Esel:“ zu andern: „Wir sind nicht sehr contentiret mit unseren moribus und müssen rationem acceptiren.“ So leitete er seine Unterredung mit Fettmilch mit den Worten ein: „Wir müssen den senatum civitatis veneriren und niemals wider dessen geheiligten ordinem conspiriren, dieweilen keine Obrigkeit ist sine Deo.“

Worauf diese Anrede des gelehrten Magisters zielte, der in seinen halbjährigen Schulprogrammen stets eine Lobrede auf den hohen Rath der Stadt unter vielem gelehrten Bombast schrieb, verstand Fettmilch wohl und antwortete: „eine Obrigkeit, die nicht den Willen Gottes thut, sondern ihren eigenen bösen Willen und dabei überall Herrsch- und Habsucht zur Schau trägt, kann nicht von Gott sein. Ueberhaupt heißt es, die Frage falsch verstehen, wenn man der Bibel nachspricht: Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat; als ob die Furcht vor Gewalt der einzige und vornehmste Bestimmungsgrund der Unterthänigkeit sei!“ „Unde patet,“ versetzte der Magister, „daß wir sind ein

homuncio rebellionis, dem es nimmer bene geriren und prosperiren kann.“ Verdrießlich über diesen gelehrten Wust entgegnete Fettmilch: „Es ist Gewohnheit dieser Welt, überall die Segel nach dem Winde aufzuspannen, auf krummen Wegen seinem Ziele näher zu kommen, in Verlegenheiten sich auf glaubhafte Weise herauszulügen und sich zuletzt in den Himmel zu stehlen. Kein ehrlicher deutscher Mann kann sich solcher Schleichwege bedienen, noch viel weniger Gesinnungen heucheln wollen, die er unter den jetzigen öffentlichen Zuständen nicht haben kann.“ „Mehercule! rief der Magister Bull lebhaft: „wir sprechen da wie ein Unzufriedenheit=Erregungs=studiosus. Derohalben dürfen wir nicht ungestimmt nehmen, maaßen wir sagen, daß wir ruinam reipublicae tendiren. Denn die veteres Romani, von denen alle unsere sapientia herkommt, dociret haben, daß die res publicae nicht für Jedermänniglich sind und wir in allen argumentis die schuldige obedientiam praestiren sollen; sintemalen auch die patricii nobiles, so von denen patribus, zu deutsch „Vätern“ herkommt, wie bei Ausonius zu lesen, den principatum inne gehabt und alle, so plebeji genannt worden, ad reverentiam obligiret waren. Es ist solchem nach herfürleuchtig, daß wir ein crimen majestatis begangen haben, indem wir ad serenissimum, semper Augustum diverse Klage=Beweise=articulos audacter cum molestiis wider senatum ediret haben, so in consilio, daher veteres Romani consules gemacht, ungestimmt genommen worden sind.“

„Lassen wir das," entgegnete Fettmilch etwas unwirsch, welcher aus dem grammatischen Bombast des gelehrten Mannes wenigstens den Sinn herauszufinden wußte: „Es ist jetzt nicht an der Zeit, Phrasen anzuhören und auf Disputationen einzugehen, während der Wohlstand der Stadt zu Grunde geht, die Rechte der Bürger überall verletzt und verläugnet werden, und einige bevorrechtete Familien, die schon in den Windeln zu Ordensrittern und Wappenherolden avanciren, sich auf Unkosten der Stadt bereichern und die höchsten Aemter in Erbpacht genommen haben, ohne daß sie über den Stand und die Kräfte des Gemeinwohles, sowie über ihre eigene Verwaltung öffentliche Rechenschaft haben ablegen wollen. Mögen Andere sich in die alte Römerwelt hineingelebt haben und von den Vorrechten der Patrizier, sowie von der Erbunterthänigkeit der Plebejer faseln; wir sind deutsche Männer und wollen nichts Anderes, als das Gemeinwohl, die Herrschaft der Gerechtigkeit und Gesetze, weil darin Schutz und Schirm für die Wohlfahrt der Bürger liegt.

Aus der Entschiedenheit in Ton und Sprache, womit der Lebküchler sprach, merkte der übersichtige Magister, wen er vor sich hatte. Er fuhr daher in mehr begütigender Weise fort: „In urbe, wie man katexogen Rom genannt hat, hat man auch zwischen equites zu deutsch „Rittern," welche in equo meritirten, und milites zu deutsch „Kriegsknechten" distinguiret, maaßen die Ritter das jus ascensionis

hatten und nullo modo mit denen militibus in statu communi gewesen waren.“

„Das ist ein steifer gelehrter Brei, worin der Löffel stehen bleibt,“ bemerkte Fettmilch mit einem leichten Anflug von Humor, „und den man sich in der jetzigen Zeit nicht mehr vorsetzen läßt, es sei denn, daß er mit rationalem Salz mehr genießbar gemacht worden wäre. Aber es giebt freilich Schwachköpfe, die weder eine eigene Ueberzeugung, noch eine tüchtige Gesinnung haben, bei jedem Regierungswechsel ihre politische Meinung ändern, um die Gunst der Mächtigen buhlen, mögen diese sein, wer sie wollen, die Schleppen derselben nachtragen, ebenso das Echo ihrer Stimme, als der nachwandelnde Schatten ihrer Gestalt sind und mit aufgesperrten Nasenlöchern singen: es ist das Heil uns kommen her! Ich denke, Herr Magister! Ihr solltet Anstand nehmen, Euch für einen solchen Schleppträger eines Junkers von Uffstein und Genossen ansehen zu lassen.“

„Wir sprechen da wie ein homo impolitus,“ versetzte der Magister etwas pikirt, „demnach wir nur haben exempla proponiren wollen, wasmaaßen veteres Romani gedacht und civitatem constituiret haben.“

„Wozu aber sollen die Modelle von Rom dienen,“ entgegnete der Lebküchler, „da wir jetzt in einem ganz anderen Jahrhundert leben und andere Bildungsstufen und Bedürfnisse haben, wie damals. Es genügt nicht mehr, ein altes Staatsgebäude

innerlich mit Tapeten zu verkleben, worauf allerhand Figuren und Panoramas von antiker Form befindlich sind, wie die Gelehrten thun, während hinter den Tapeten faule Wände sind, mit Nestern von Ungeziefer. Nein, Herr Magister! wir halten dafür, daß es besser sei, die Tapeten und Verklebungen herunterzureißen, die faulen Nester zu untersuchen und zu zerstören, neue Wände und Schwellen einzuziehen und solche ganz einfach mit Kalk auszuweißen, damit kein Ungeziefer mehr sich einnisten kann."

„Wen meinen wir denn mit solchen insectis?" fragte der Magister und hob verwundert seine Augen gen Himmel.

„Alle diejenigen," entgegnete Fettmilch mit scharfer Betonung, „welche ihre Macht zum Verderben der Stadt mißbrauchen, das öffentliche Recht verbergen und verdrehen, ihren Privatnutzen höher stellen, als die Wohlfahrt der Bürgerschaft, unter obrigkeitlichen Formen ohne Scheu Erpressungen ausüben und noch oben darein mit hochfahrendem Stolze auch die gerechtesten Beschwerden zurückweisen und unterdrücken! — solche Stall= und Fahnenjunker, die schon in den Windeln Ordensritter wurden, und später in den hirschledernen Reithosen und im pelzverbrämten Wamms das Geschäft der Beutelschneider und Wegelagerer trefflich zu handhaben wissen, wie z. B. der edle Junker von Uffstein, den Gott verdamme! alle hochfrisirten Herrn im Rath und Schöppenstuhl, die mit gemästeten Bäuchen das öffentliche Recht zusammenkneten wie einen Kuchenteig und

die Privilegien und Gesetze von weiland Kaiser Sigismund und Wenzel, wie Papierschnitzel, unter den Bratofen stecken; alle jene elenden Tintenlecker, die mit der Feder hinter den Ohren, die Hände aufhalten, wo es sich darum handelt, einen guten Fang zu thun; das sind die Insekten, die ihre Saugrüssel überall angesetzt haben."

Haß und Rache blitzten aus den Augen des Lebküchlers, als er diese Worte sprach. Sein Angesicht wurde mehrmals bleich und seine Stimme hatte einen düsteren hohlen Schall, als käme sie aus dem Grabe. Erschrocken faltete der Magister Lorenz Bull die Hände und sagte zitternd: „eheu! Wir sind in ira et studio. Wir wollen superos Acheronta moviren. Aber wir haben Bedürftigkeit der temperantiae."

„Wie," fuhr Fettmilch in etwas weicherem Tone fort, „man sollte nicht erzürnt sein, wenn man eine Obrigkeit sieht, die Frevel auf Frevel häuft. Hat nicht der Rath dieser Stadt ein Complott mit den reichen Juden gemacht, um sich, nemlich die Rathsmitglieder, durch Wuchergeschäfte zu bereichern? Gehören nicht die hochadlichen Pastetenvertilger und Schoppentrinker zu diesem Complott gegen die ehrsame Bürgerschaft, um sie durch Auflagen aller Art immer mehr niederzudrücken und auszusaugen. Hat nicht dieser Rath in bürgerlichen Rechtssachen nach Ansehn der Person und nach Bestechungen entschieden, mir einen Garten vor dem Bockenheimer Thor, das rechtmäßige Eigenthum meiner Vorfahren, zum

Vortheil des Junkers Hans von Uffstein abdekretirt und weil ich nicht zu solchen Gräueln schweigen konnte, mich zu der entehrenden Strafe verurtheilt, daß mir der Schinder mit seiner ekelhaften Hand dreimal auf den Mund schlagen mußte. Noch bebt diese Schmach durch alle meine Nerven und alle Empfindungen meiner Seele sträuben sich mächtig dagegen empor. Ich habe meinen Schild weggeworfen und befinde mich allein mit meinen Gegnern auf der Ringbahn. Wir wollen sehen, ob das Recht des Stärkeren, worauf die Obrigkeit dieser Stadt sich stützt, oder die Gründe der Gerechtigkeit, die mir zur Seite gehen, das Feld behaupten werden."

Mit diesen Worten wendete sich Fettmilch um und ließ den Magister Lorenz Bull stehen, der voll Verlegenheit nach seinem Hute griff und sich entfernte.

Fünftes Kapitel.

Ein Kranz von Rittern und Edeldamen mit einem blutigen Ausgang.

Es war schon Spätherbst im Krönungsjahre 1612 geworden, und das braun und gelb melirte Laub rauschte von den Lindenbäumen herab, womit die Bockenheimer Landstraße besetzt war, als eine

Reihe von Kutschen durch das Bockenheimer Thor hinausfuhr, um einer Einladung zur Villa des Junkers und Schöffen Hans von Uffstein zu folgen. Vor den eisernen Staketen, womit diese Villa eingefaßt war, stiegen viele geschmückte Herren und Damen aus, die mit Perlen und Edelsteinen behängt waren und deren Prachtgewänder in köstlicher Stickerei und goldenen Spangen strahlten. Von einer elegant gekleideten Dienerschaft wurden sie durch anmuthige Anlagen von Blumenbeeten und Gruppen von Ziergesträuchen in das glänzend eingerichtete Landhaus geführt. Die silbernen Sporen klirrten an den lackirten Stiefeln der Herren. Die seidenen Schuhe der Damen schwebten die, mit prächtigen Decken belegte und auf allen Absätzen mit Blumenvasen geschmückte, Stiege hinauf. Die Gewänder von Sammt und Atlas rauschten in dem Saale, der zum Empfang der Gäste festlich eingerichtet war. Da standen Tafeln mit schneeweißen Gedecken, silbernen Schüsseln und Tellern, fein geschliffenen Gläsern und goldenen Pokalen, in welchen die besten Weine vom Rhein und von Ungarn blinkten. Der Junker von Uffstein, welcher die ganze Pracht seines Ranges zeigen wollte, war unerschöpflich jedem seiner Gäste etwas Artiges zu sagen. Die mit farbigem Glas eingelegten Flügelthüren znm Balkon, durch welche die Herbstsonne einen bunten Reflex in den Saal warf, gingen auf und die ganze Gesellschaft trat heraus auf den vorspringenden Erker, um die wellen=

förmige Landschaft, sowie die Zinnen und Thürme der Stadt Frankfurt zu überschauen.

„Wie malerisch," hob der deutsche Ordens-Comthur Edelwerk von Schönau an, indem er seine Blicke über den Main und nach dem Taunus gleiten ließ; „man muß dem Geschmack des edlen Junkers von Uffstein den Preis zuerkennen. Denn eine schönere Lage, als diese Villa läßt sich in der Welt nicht finden."

Auf diese schmeichelhafte Rede antwortete der Uffsteiner mit einer zierlichen Verbeugung und zeigte mit dem Finger auf alle schönen Punkte der Landschaft bis hinauf zu den bewaldeten Höhen des Taunus, die in blauen Höhenzügen und Einsattelungen, schräg beleuchtet von der Herbstsonne, sich dem Auge darboten.

„Prächtig, prächtig!" rief das Fräulein Agnes von Holzhausen und hob ihr, von lichtbraunen Locken umwalltes, Haupt empor: " Man sieht Kronberg auftauchen aus einem dunkeln Walde von Kastanienbäumen und es ist, als ob der Herbst einen leichten blauen Flor darüber hingehaucht hätte. Auch die Kuppen von Königstein und Falkenstein lassen ihre Stirnen aus den dunkeln Streifen der bewaldeten Höhen hervorragen. O, es ist doch schön auf Gottes Erde."

Andere fanden die alten Wartthürme an den Landstraßen nach Höchst und Darmstadt, die anmuthigen Landhäuser jenseits des Mains, soweit man sie durch die entlaubten Bäume sehen konnte, sowie

die aus dem Hintergrund hervortretenden Höfe der Betrachtung würdig.

„Es ist wahr," unterbrach der Stadtschultheiß Martin Bauer, genannt von Eiseneck die Pause, indem er sich über die Brüstung des Balkons vorbeugte; „aber die Anlage in diesem Garten selbst, durch die wir hereingeschritten sind, die reizenden Blumenbeete und Gruppen von Ziergesträuchen, die wir unter uns sehen und die bis an die Bockenheimer Landstraße gränzen, zeugen doch am meisten vom Kunstsinn des Besitzers."

Da überflog eine plötzliche Röthe des Uffsteiners Angesicht, das aber von Niemand bemerkt wurde.

„War die nicht der Garten des Demagogen Vincenz Fettmilch, der sich in diese schönen Anlagen verwandelt hat?" fragte die Gemahlin des Herrn von Kronstett und legte ihren, mit goldenen Spangen gezierten, Alabasterarm über die Brüstung, um den untenliegenden Gartenraum besser sehen zu können.

„Ja wohl!" war die Antwort. Aber der Junker von Uffstein eilte schnell über die Frage weg, als scheue er sich, darüber Erörterungen geben zu müssen. Vielmehr schien er den Gedanken eine andere Wendung verleihen zu wollen um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, indem er bei dem Namen Fettmilch verächtlich mit den Achseln zuckte.

„Dieser Fettmilch," bemerkte der Comthur Edelwerk von Schönau, soll im Verdachte stehen, wider den Rath dieser Stadt zu conspiriren, Unruhen an-

zuzetteln und sogar mit der Absicht umgehen, die Obrigkeit zu stürzen und eine andere Regierungsform einzuführen."

„Unruhig und herrschsüchtig ist er genug dazu," entgegnete der Junker von Uffstein und verzog trotzig die Lippen. „Wer so etwas unternimmt, geht auf einem Seile ohne Balancierstange und wird fallen. Denn die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst. Aber es ist jetzt eine Zeit, wo jeder über seinen Stand hinaus will; der Weißbinder will ein Raphael, der Pflasterschmierer ein Hippokrates, der Schulmeister ein Professor und der Lebkuchenbäcker Vincenz Fettmilch ein Solon und Lykurg sein. Daß sich Gott über solche Pfuscher erbarme, die sich selbst nicht regieren können, geschweige denn eine Stadt, wie Frankfurt ist."

„So viel aber hört man sagen," versetzte die Frau Schöff von Günterode und ihre milden Veilchenaugen schienen Zweifel und Bedenklichkeiten auszudrücken, „so viel verlautet in der Stadt, daß dieser Fettmilch Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten erlitten habe, deßhalb nach Rache dürste und alle Entschlossenheit besitze, solche auszuführen. Es wäre doch nicht schön vom Rathe dieser Stadt, Unrecht gethan zu haben." Hier stockte die Edelfrau und ward über und über roth, als hätte sie es gefühlt, etwas Empfindliches für den Junker von Uffstein gesagt zu haben.

Aber der Uffsteiner that, als hätte er den Stich nicht gefühlt, und antwortete mit trotzig aufgeworfe-

nen Lippen: „Pah! wer wird nach solchem Bürgergesindel fragen, dessen Recht blos in der Einbildung besteht und das von den Bedingungen des Gemeinwohles nur einen kleinen Verstand hat, während große Rechtsgelehrte in Fettmilch's Sache gesprochen haben. Uebrigens werden Seine Majestät der Kaiser, von welchem ich eine goldene Gnadenkette trage, nicht säumen, den Unruhen dieses Bürgerpacks ein Ende zu machen."

„Man soll die Sache doch nicht so leicht nehmen," bemerkte der Rathsherr von Kellner, indem er nachdenkend seine Hand auf die Stirne legte. „Denn dieser Fettmilch soll einen starken Anhang in der Bürgerschaft, aber zugleich auch Kopf und Herz auf der rechten Stelle haben, so daß er allerdings zu fürchten wäre. Ebenso nennt man den Schreiner Gerngroß und den Schneider Schopp, im Munde des Volkes Prophet genannt, welche zu seinen entschlossenen Anhängern zählen und in dem Lebküchler den Messias der Stadt erblicken."

„Noch einmal Pah!" lachte der Junker von Uffstein hell auf. „Gegen die Schuster- und Schneidertheologie läßt man eine Heerde rechtgläubiger Geistlichen und gegen die Lebküchler-Politik eine Reihe von Stadtsoldaten und Geschützen los. Da wird das Bürgergesindel schnell zahm werden."

So ging die Rede spottend und hohnlachend fort, bis es Zeit war, in den Saal an die Tafel zurückzukehren, wo die Herren und Damen an den Gedecken Platz nahmen und sich die köstlichen Speisen

und Weine kredenzen ließen, während Pfeifer, Harfner und Paukenmeister die Gäste mit rauschenden Stücken ergötzten.

Dieses Gelage währte bis zum Abend und als die Schatten des Abends niedersanken und der Sonne Strahl erblichen war am fernen Horizont, da zischte ein fröhliches Feuerwerk auf hinter den Zierbüschen, drehten sich Feuerräder um ihre Axen, schossen feurige Schlangen hoch empor, platzten Frösche und ließen einen Feuerregen in allen Farben zur Erde fallen, begrüßt vom lauten Jubel der Umstehenden, die sich an diesem Schauspiel ergötzten.

Draußen aber vor dem eisernen Staketenzaun, wo die Kutschen hielten und die ungeduldigen Pferde stampften oder vor dem aufzischenden Feuerwerk sich bäumten, draußen unter der dunkeln Lindenhalle schlich ein Mann herum, düster und in sich gekehrt, bleichen Angesichtes, welches der Schein von den aufgesteckten Pechfackeln matt beleuchtete, tiefliegenden Augen, aus welchen Blitze der Rache schossen, und hoher tiefgefurchter Stirne, auf welcher der tiefste Ingrimm eine blutige Handschrift geführt zu haben schien. Er trug die Hand in der rechten Tasche seines braunen Oberrock's, als hätte er verborgene Waffen. Dieser Mann war Fettmilch. Eine Zeit lang stand er unter dem Schatten einer breitgewipfelten Linde und seine Blicke ruhten voll unbeschreiblicher Wehmuth auf dem geheiligten Gartenraum, der ein Erbstück seiner Väter war und worin sein Häuslein sammt seinen, von ihm selbst gepflanzten,

Bäumen gestanden; ein Gartenraum, welcher der Schauplatz seiner Jugendspiele, der Erholungsplatz seiner Familie und mit vielen theuren Erinnerungen verknüpft war. Und das alles jetzt in fremden Händen, unter dem Scheine des Rechtes verloren und in einen Tummelplatz fröhlicher Gesellschaften und lustiger Feuerwerke verwandelt. Wohl waren Jahre nach dieser groben Rechtsverletzung verflossen; aber der Schmerz darüber nagte immer tiefer in der Brust dieses unglücklichen Mannes und ließ ihm keine Ruhe mehr. Der furchtbare Dämon der Rache trieb ihn mit hochgeschwungener Geisel dem Abgrund zu.

Inzwischen drangen durch die hell erleuchteten Fenster des Junkers von Uffstein Trinksprüche, Musik und lauter Jubel bis hinaus in die Lindenhalle auf der Bockenheimer Landstraße und fachten die innere Gluth des Lebküchlers zur brennenden Flamme an. — — — „Verfluchter Räuber!“ murmelte er in sich hinein: „das also sind die Früchte Deines Sieges, daß Du noch obendarein mit Deinem Raube prunkest! Ha! was sind die Räuber im Walde, welche außer dem Gesetze und in steter Verfolgung sind gegen Dich, der Du unter dem Scheine des Rechtes fremdes Eigenthum an Dich gebracht und dabei frei, trotzig und geehrt einherschreitest. Aber wo die Gerechtigkeit schläft, ist der Arm der Rächers nah'. Verwünschte Richter! die ihr nicht wisset, wie das alte Gebot Mose verordnet hat: „Verflucht ist, wer des Nächsten Grenze engert!“ Soll man wie ein

stummer Hund schweigen über euere abscheulichen Ungerechtigkeiten! Soll man stille halten wie ein Kalb unter dem Schlachtmesser des Fleischers? Nein! bei Gott nein! das wäre zu viel. Wehe der Stadt unter einer solchen Herrschaft! Das ist Anarchie der Regierung! Wider sie bewaffne sich der Arm des Rächers!"

In großer Aufregung schritt er nun einigemal hinter der Wagenreihe her, ohne erkannt zu werden und schien sich zu einer blutigen That sammeln zu wollen. Inzwischen war das Fest in des Uffsteiners Villa zu Ende gegangen und die Nacht hatte schon seit einigen Stunden ihre schwarzen Fittige über die Erde gebreitet. Kein Mondschein beleuchtete die dunkle Erde; kein Schimmer der Sterne wurde am dunkeln Himmel sichtbar. Das düstere Gewölke des Firmamentes schien sich auf Fettmilch's Seele gelagert zu haben.

Endlich nahten einige Fackeln, in deren Schein die Herren und Damen einstiegen in die bereit stehenden Wagen, um zurückzufahren in die Stadt und ihre Silberstickereien und Diademe glänzten, daß die Augen geblendet wurden. „Ob er kommen wird, der verfluchte Uffsteiner, dieser Wegelagerer unter dem Schirm des Rathes, dieser Schleichhändler im Saale der Gerechtigkeit," murmelte Fettmilch düsteren Grimmes voll. „Aber ich erreiche Dich, wo Du auch seist. Darum zittere, Elender sammt Deinem Gelichter! Umgieb Dich mit Wächtern und Häschern; mein Arm ist lang genug, durchzudringen. Verbirg

Dich in fröhlichen Gesellschaften; der Schatten eines Würgengels schleiche hinter Dir her! Suche im Schlafe deine Uebelthaten zu vergessen; das Bild des beraubten und beschimpften Mannes erscheine Dir im Traume und presse Dir den Angstschweiß aus! Gehe auf Reisen; die Rache hüllt sich in den dunkeln Mantel der Nacht und wird Dich nicht verfehlen!“

Inzwischen fuhren die Wagen nach einander ab; die Schläge klappten hörbar zu und die stolzen Rosse jagten nach der Stadt zurück. Es wurde still unter der Lindenhalle. Es schien, als ob eine höhere Macht die blutige That begünstigen wolle. Denn bald nachher fuhr auch der Wagen des Schöffen und Junkers von Uffstein vor, um noch einen Akt in der Comödie zu sehen. Hinter dem Stamme einer Linde in der Nähe der Staketenwand lauerte der furchtbare Lebküchler, wie ein gereizter Löwe, der im Hinterhalt liegt und dessen funkelnde Augen auf die nahende Beute gerichtet sind. Kaum trat der Uffsteiner aus dem Garten hervor und hatte bereits seinen Fuß auf den Wagentritt gesetzt, um einzusteigen, als plötzlich ein Schuß fiel. Taumelnd fuhr er zurück, während bei dem Blitz und Knall die Rosse sich bäumten und der erschrockene Kutscher alle seine Kraft aufbot, sie im Zügel zu halten. „Ich bin verwundet,“ stöhnte der Junker, indem er niedersank. Auf das Geschrei eilten etliche Diener aus dem Garten hervor und brachten ihn zurück. Die Kugel des Lebküchlers war ihm durch die rechte

Schulter gedrungen. Der Thäter aber, welcher hinter der nahestehenden Linde ein Pistol auf den Junker abgefeuert, eilte flüchtigen Fußes unter dem Schutze der dunkeln Nacht und der entstandenen Verwirrung auf einem Seitenpfade zwischen den Gärten hindurch und betrat seine Wohnung in der Töngesgasse, wo er so ruhig schien, als hätte er einen Akt der Gerechtigkeit vollbracht. Es war der Plan zu dieser That so geheimnißvoll angelegt und mit solcher Sicherheit vollbracht, daß es schwer fiel, die Spur des Thäters zu finden.

Sechstes Kapitel.

Die ehrendienstwilligsten und treugehorsamsten Stadtknechte mit ihren Eigenarten und absonderlichen Gesprächen über „das Pech" und den Unglimpf „Isegrimm."

Am andern Morgen war der Mordversuch auf den Schöffen und Junker Hans von Uffstein Stadtgespräch, und es tauchten allerhand Vermuthungen auf, wer der Thäter gewesen sein möchte. Auf der Börse, auf den öffentlichen Plätzen, in den Schenken, auf deu Spaziergängen und bei sonstigen Zusammenkünften theilte man sich diese Nachricht mit. Man fand es merkwürdig, daß ein solcher Mord

mitten auf der belebten Landstraße sowie unter aufgefahrenen Wagen geschehen konnte und schloß hieraus auf die Verwegenheit des Thäters. Etliche Gedanken gingen zwar auf den kühnen Lebküchler Fettmilch und zwar war dieß hauptsächlich der Fall bei Solchen, die von seinem Hasse gegen den Junker und seine Sippschaft Kenntniß hatten. Allein viel allgemeiner wurde diese blutige That einem Gärtner des Junkers zugeschrieben; der den Tag vorher unter Mißhandlung seines Dienstes entlassen worden war.

Es war noch in der Frühe des vorhergehenden Tages, an welchem das Fest in der Villa des Junkers an der Bockenheimer Landstraße festgesetzt war, als des Herrn Befehl an den Gärtner Maischein erging, die schönsten Blumenstöcke sowie kleine Zierbäume und Stauden in ihren Vasen und Behältern auf den einzelnen Absätzen der Stiege aufzustellen und solche mit Blumengewinden und Laubgehängen auszuschmücken. Wohl standen in großen Kübeln immergrüne Kirschlorbeerbäume, schneeballblättrige Spierstauden, rothblüthige Ebereschen und verschiedene Taxbäume mit immergrünen, lederartigen, glänzenden Nadelblättern. Wohl prangten in zierlichen Töpfen verschiedene Sorten von Gartenbalsaminen, von rauhhaarigen Gartenmalven und von immergrünen japanischen Camelien, deren rosenrothe Blüthen das Auge des Kenners ergötzen. Von diesen hatte der Junker die schönsten Exemplare zur Ausschmückung seiner Villa ausersehen, ihre Gruppirungen auf der Stiege angeordnet und alle übrigen Vorbereitungen

zum Feste getroffen. Dann ließ er ein edles Roß von arabischer und englischer Kreuzung satteln und angethan mit seinem pelzverbrämten Wamms, seinen hohen glänzenden Reitstiefeln und seinem schwarzseidnen Barett, worauf eine hohe Reiherfeder nickte, jagte er auf der Straße nach Höchst zu, als noch die Thautropfen an den Gräsern perlten und weißliche Nebel über dem Mainthale schwebten und in leicht beweglichen Schichten vor dem Antlitz der Sonne sich aufzurollen begannen. Wie stürmte das muthige Roß dahin, stampfte den Boden, warf den silbernen Schaum umher, dampfte aus den weiten Nüstern, trug den Kopf hoch mit hellem Wiehern, strahlte Feuer aus dem unbeweglichen Augapfel und ließ die Kraft des beweglichen Muskelspiels unter der feinen Sammthaut hervorblicken. Nach einer Stunde ungefähr, als die Sonne den Thau aufzutrocknen und mit ihren Strahlen wegzuküssen begann, kehrte der Junker von seinem Morgenritte zurück. In der Nähe seiner Villa angekommen, erhob er seine Augen nach dem Balkon, wo seine Gemahlin in vollendetem Festschmuck seiner Rückkehr entgegenharrte. Nie war sie reizender geschmückt, als jetzt, wo sie eine glänzende Patriziergesellschaft erwartete und darin den Glanz und Rang eines alten edlen Geschlechts zeigen wollte. In einem Kleide von grünem Atlas und einem Kopfputz von weißen und rothen Rosen, welche von Diamanten durchschlungen waren, strahlte ein prachtvolles Perlenhalsband um ihren weißen Hals nebst reichen Juwelenagraffen

auf den Schultern und mehreren Broschen von Diamanten als Brustbouquet. Vor ihrer Erscheinung auf dem Balkon verneigte sich der stolze Junker, ließ das Roß sich bäumen und setzte dann im Galopp durch das eiserne Staketenthor in den weiten Hof, wo ein Stallknecht erschien, ihm das schweißbedeckte Roß abzunehmen. Hier wurde ihm gemeldet, daß der alte Gärtner Maischein, als er mit Aufstellung von Blumen und Zierbäumen beschäftigt gewesen, eine Vase von Porzellan, worin sich eine Myrthenstaude befunden, aus Unvorsichtigkeit habe fallen lassen, und daß dieselbe in Stücke zerbrochen sei. Wüthend fuhr der Junker bei dieser Nachricht auf, ging eiligen Schrittes und grimmigen Blickes durch den Hof nach dem Eingang des Landhauses, wo er den Gärtner zitternd und zagend fand, weil dieser den Zorn und Hochmuth seines Herrn kannte, der ihn sofort mit den heftigsten Vorwürfen überfiel, ohne auf die stotternde Entschuldigung des alten Mannes zu hören, ihm zugleich den Dienst aufsagte und etliche Male mit der Reitgerte ihm über das Angesicht in die Augen schlug, daß der Unglückliche betäubt von dannen wankte und alsbald das Haus und den Dienst verließ.

Diesem vornehmlich wurde der am Abend desselben Tages geschehene Mordversuch zugeschrieben. Der Junker, welchem die Kugel durch die Schulter gedrungen, war verwundet, nicht getödtet und hat, als er die Besinnung wieder erhielt, den Gärtner Maischein als denjenigen bezeichnet, welcher die That

verübt haben müsse. In einer aristokratischen Republik, von welcher damals die Stadt Frankfurt alle Kennzeichen an sich trug, war der Rath und Schöppenstuhl sehr eifrig, den gegebenen Winken zu gehorchen und sendete Stadtknechte nach allen Seiten hin, die Spur des verschwundenen Gärtners aufzufinden. Eine Woche lang blieb alle Mühe vergeblich. Man gab schon alle Hoffnung auf, des vermeintlichen Thäters habhaft zu werden, bis man endlich in einem Buchenschlag des Frankfurter Stadtwaldes einen Leichnam fand, aufgehängt an einem Ast und verrathen durch den Leichengeruch, der von ihm ausging. Bei genauer Besichtigung erkannte man in dieser Leiche, ungeachtet der schon eingetretenen Verwesung, den unglücklichen Gärtner Maischein, welcher ohne Zweifel aus Schmerz über die erlittene Mißhandlung mit der Reitpeitsche und aus Verzweiflung, nahrungslos zu sein, seinem Leben freiwillig ein Ende gemacht hatte.

Diesem verhängnißvollen Umstande war es zuzuschreiben, daß der eigentliche Thäter, der racheschnaubende Lebküchler Fettmilch, unerkannt blieb und dieß um so mehr, als er auch nicht die geringste Veränderung in seiner gewohnten Lebensweise noch irgend eine Unruhe des Gemüthes in allen seinen Verrichtungen blicken ließ, vielmehr nach wie vor seinem Geschäfte oblag. Man wagte daher auch nicht, ihn auf einen bloßen Verdacht hin anzutasten, weil man einen anderen Urheber der That vermuthet hatte.

So konnte es geschehen, daß Fettmilch auf dem

Wege der Rache immer entschlossener fortschritt und unter dem Schleier des Geheimnisses die Fäden zu einem weiten Netze mit eiserner Beharrlichkeit spann, damit die ganze städtische Obrigkeit zu umstricken und in den Fall der aristokratischen Verfassung zu verwickeln. Zu diesem Zwecke kamen der Schreiner Gerngroß, der prophetische Schneider Schopp öfter in seine Wohnung, welche von gleicher Unzufriedenheit über die Lage der Stadt erfüllt waren und die Fettmilch durch flammende Reden anzufeuern wußte. Auch andere Bürger schlossen sich an. So zeigten sich bereits bedenkliche Schaumspitzen auf den Volkswellen der Stadt.

„Was nur der Fettmilch vor hat?“ fragte ein Häscher der Stadt den andern, als beide eines Abends zusammen am sogenannten Türkenschuß auf der Lauer standen, um diejenigen zu beobachten, welche in Fettmilch's Haus traten. „Weiß Gott! da ist's nicht richtig; darin hat sich die Demokratie wie in einer Citadelle verschanzt; und jedes Fenster kommt mir wie eine Schießscharte vor, hinter welcher die Wagehälse mit Hakenbüchsen sich postirt haben.“

„So weit ist's wohl noch nicht:“ versetzte der Andere und ging bis an die Ecke der Töngesgasse vor, um die Fronte des verdächtigen Hauses übersehen zu können. „Man hat noch keine sicheren Anzeichen. Und so lange diese fehlen, ist es immerhin gewagt, einen Schritt zu thun, den man hernach lieber ungethan sehen möchte.“

„Das ist nur halb wahr:“ entgegnete der erste

Häscher. „Es liegt in den Zwecken der Polizei öffentlichen Gefahren vorzubeugen, so lange sie noch im Entstehen sind, und nicht zu warten, bis man mit geeigneten Vorkehrungen zu spät kommt. Man verhütet eine Feuersbrunst, indem man alle feuerfangenden Materialien entfernt. Man sorgt für Dämme und Deiche gegen drohende Wasserfluthen: Warum nicht auch gegen die Gefahren eines Aufruhrs gegen den hochweisen Rath der Stadt, der schon manche Angriffe von Fettmilch und seiner Bande erfahren hat und noch größere wird zu erwarten haben, wenn er nicht in Zeiten solche Maaßregeln ergreift, die geeignet sind, das glimmende Docht auszulöschen. Es ist auch unsere Sache nicht, zu fragen oder zu untersuchen, auf wessen Seite die Wahrheit und das Recht ist. Es ist immerhin möglich, daß die Aufrührer recht gut wissen, was sie wollen, ja vielleicht das Beßte der Stadt im Auge haben. Allein darüber steht uns, die wir Häscher der Stadt sind, kein Urtheil zu. Vielmehr heißt es bei uns:

Deß Brod ich eß', deß Lied ich sing',
Das Andre laß ich liegen.
Wer mir bezahlt das Leibgeding
Darf über mich verfügen.

„Eine schöne Moral das:“ bemerkte der Andere in etwas spöttischem Tone. „Du hast nur vergessen, beizufügen:

Und wer am besten zahlen kann,
Dem halt ich zu: der ist mein Mann.

„So mag es erklärlich sein, warum Fettmilch's

Anhang uns als verkäufliche Hundeseelen ansieht, die gar keine eigene Ueberzeugung von Recht oder Unrecht haben. So müssen wir uns Maulthiere nennen lassen, die an der städtischen Krippe stehen, und Spürhunde, die ihre Nasen überall auf der Fährte haben."

„Was kümmert uns das:" entgegnete der erste Häscher, indem er schalkhaft lächelte. „Das sind Unannehmlichkeiten, die man sich gefallen lassen muß. Auch müssen Leute unseres Standes im Punkte der Ehre nicht allzukitzlich sein. In einer guten Löhnung finden wir Ersatz für das alles. Doch wir haben beinahe den Lebküchler vergessen, zu dessen Beobachtung wir hierher gewiesen sind. Ich bleibe dabei, er hat einen unversöhnlichen Haß auf den hochweisen Rath und Schöppenstuhl der Stadt, sowie auf die Judenschaft geworfen und es steht mit Recht zu besorgen, daß er zur That schreitet, sobald die Umstände hierzu günstig sind."

„Das scheint mir auch so," antwortete der Andere mit einem leichten Kopfnicken als Zeichen seiner Zustimmung. „Denn es geht die Sage, daß er von einem hohen Herrn von Adel in seinem Rechte schwer gekränkt worden sei und der hochweise Rath und Schöppenstuhl Parthei gegen ihn ergriffen habe. Darob er wie ein angeschossener Eber seine Hauer zeigt."

„Was geht uns das an!" versetzte der erste Häscher mit langgedehnten Worten. „Was der hochweise Rath thut, ist immer wohlgethan und es muß

hiernach auf Fettmilch's Seite das Unrecht sein, der keinen Grund hat, gegen Handlungen des Rathes sich zu empören. Und was den hohen Herrn von Adel betrifft, durch welchen der stolze Lebkuchenbäcker sich in seinem Rechte gekränkt glaubt, so mag das der edle Junker Hans von Ufffstein sein, der aber unmöglich in so großem Ansehen bei des Kaisers Majestät und bei den Herren des Rathes stehen könnte, wenn er eines so schweren Unrechts fähig wäre, als ihm von Fettmilch und seinem Anhang zugeschrieben wird. Der ist vielmehr ein edler Herr, ein Junker von uraltem Geschlecht, eine Zierde des erlauchten Hauses Limburg und kann gewiß nie anders handeln, als aus angeborner Großmuth und Gnade."

„Altes Camisol! Deine Worte klingen, wie aus einem Sprachrohr des Rathes, wie das Echo hochadlicher Stimmen. Aber ich meine, unter den Bürgern, mit welchen wir umgehen müssen, sollten wir wenigstens den Schein vermeiden, für Handlanger der herrschenden Macht angesehen zu werden, weil wir nicht wissen können, wie sich bei der herrschenden Gährung das Blättchen wendet. Man muß sich daher auf solche mögliche Fälle immerhin gefaßt halten, die wir mit unserer Macht, als Häscher der Stadt, doch am Ende nicht werden aufhalten können."

„Das heißt klug gesprochen, Wolfszahn!" Wir spannen unsere Segel nach dem Winde auf und laviren unter entgegengesetzten Winden, immer sorgend, wie wir am besten fortkommen. Wir dienen

dem jetzigen Rathe der Stadt mit allem Fleiß, so lange derselbe besteht, weil wir von ihm unsere Löhnung haben. Kommen andere Herrn aus dem Bürgerstande an das Ruder, nun gut; dann gilt wieder unser Lied:

Deß Brod ich eß', des Lied ich sing',
Ich geh' in's neue Lager.
Ist nur die Löhnung nicht gering,
Das Tractement nicht mager.

„Bravo! alter Hahnenkamm. Du bist auf dem rechten Wege. Aber sieh nur in die Töngesgasse hinein. Mich dünkt im Scheine der Laternen den Träumer zu sehen, den prophetischen Schneider Schopp, den übersichtigen Faselhans, der in lauter Visionen das trunkene Babel sieht und die schmetternde Drommete des Erzengels Michael hört. Gewiß geht er jetzt in die Schmiede zu Fettmilch, wo er den Blasebalg zieht, während jener das glühende Eisen spitzt.“

„Mir scheint es auch so, Bruder Wolfszahn! Er schleicht wie ein Schatten daher und hinkt, vermuthlich weil er wie weiland der Erzvater Jakob mit Gott gerungen und sich eine Hüfte verrenkt hat.“

„Richtig! College Hahnenkamm! Man muß sein mystisches Kauderwelsch gehört haben, wie ich, um sich eine Vorstellung machen zu können, wie sein oberes Dachstübchen einmöblirt ist; das wohl nichts anderes enthalten mag, als altes Gerümpel und allerhand Spinngewebe.“ Ueber diesen Einfall lachte der Andere und versetze: „Das klingt drollig, Freund

Wolfszahn! Es ist aber überhaupt noch die Frage, ob die obere Etage des Schneiderpropheten unter Dach gebracht ist, weil es mir scheint: es regnet und schneit hinein."

So unterredeten sich die beiden Häscher der Stadt, von denen der Eine „Hahnenkamm" heißt und ein alter erfahrener Diener der Stadt ist, der Andere aber den Namen „Wolfszahn" führt, von Natur ein hitziges Temperament hat sammt einer Gesichtsbildung, die seinem Namen entspricht. Denn bei einer hohen muskulösen Gestalt hat er in seinem Antlitze eine platte Nase und einen weit hervorstehenden Unterkiefer, der seinem Munde fast die Gestalt einer Wolfsschnautze giebt, worin die Veranlassung lag, daß ihm der Spitzname „Isegrimm" beigelegt worden ist, ein Spitzname, der ihm stets zum höchsten Aerger gereichte.

„Uebrigens dürfen wir nicht vergessen, weßwegen wir hier sind," bemerkte der Hahnenkamm, indem er aufmerksam Fettmilch's Haus betrachtete; „der hochlöbliche Rath erwartet von uns, daß wir unsere Pflicht thun und genaue Kundschaft bringen, was wir hier in Erfahrung gebracht haben. Dabei muß ich aber aufrichtig bekennen, daß ich immer besorge, man möge uns als Häscher der Stadt, ungeachtet wir incognito bleiben müssen, leicht erkennen, weil Du ein martialisches Ansehen, eine gestrenge Miene und einen verhängnißvollen Unterkiefer hast, der sich dem Gedächtnisse Vieler eingeprägt und Dir den Beinamen „Herr Isegrimm" gebracht hat; so

daß man gleich munkelt, wo der Isegrimm ist, kann auch sein College Hahnenkamm nicht fehlen."

„Schweig davon," entgegnete der Wolfszahn ärgerlich, „und erinnere mich nicht an dieses verhaßte Wort, welches meine Dienstehre kränkt. Bin ich nicht ehrlicher Leute Kind? Sind nicht meine Vorfahren ehrsame Bürgersleute in Frankfurt gewesen und haben den Namen „Wolfszahn" geführt? Darob ich mir den Spitznamen „Isegrimm" ernstlich verbitten muß."

„Es ist nicht klug von Dir, Wolfszahn! gleich in die Hitze zu gerathen und einen Puff zu machen, wie Schwefel und Salpeter. Weißt Du nicht, welche Blöße Du Dir vor einigen Wochen gegeben hast, als ein Schalksknecht mit einem, in Pech getunkten, Pinsel den Spitznamen „Isegrimm" an die Wand des Saalhofes vorne am Main geschrieben und Du gleich im Zorne hingelaufen bist und hast diese Schrift mit Deinem Rockärmel ausgewischt, dabei aber Deine Uniform verdorben, die wir von unserem wohlregierenden Rathe tragen. Jetzt heißt es bei einem unangenehmen Zufall in der Stadt überall: das ist Pech! worin eigentlich ein Spott auf Deine unüberlegte Hitze liegt, die mehr verdorben, als gut gemacht hat. So kann, wie ich fast befürchte, das Pech an Deinem Rockärmel Veranlassung werden, daß man noch in späteren Zeiten bei einem verkehrt angefangenen und fehlgeschlagenen Unternehmen sagen wird: Das ist Pech! Daher ich immer meine, wer Brennesseln angreift, kriegt Blasen in die Hand."

Während dieser Worte hat sich der Wolfszahn mit beiden Händen die Ohren zugehalten und sein hervorstehender verhängnißvoller Unterkiefer hat so zornig gewackelt und sich wider die oberen Zähne gepreßt, daß der Hahnenkamm es für gerathen hielt, diese Lection fallen zu lassen. Daher fuhr er fort: „Sei nur ruhig, Bruder Wolfszahn! und ärgere Dich nicht, dieweil wir hier andere Zwecke im Auge behalten müssen, als den Isegrimm und das Pech. Denn wir haben zu beobachten, wer das Haus des Lebkuchenbäckers Fettmilch betritt, absonderlich da wir jetzt den Schneider Schopp durch die Töngesgasse kommen sehen.“

Damit nahmen die beiden Häscher eine solche Stellung ein, daß sie den Eingang zu Fettmilch's Wohnung im Auge behalten konnten. Richtig sahen sie, wie der Schneider Schopp an den Eingang des Hauses trat, mehrmals um sich blickte, ob er unbemerkt sei, dann dreimal auf eine eigenthümliche Art an die Pforte klopfte, worauf diese sich öffnete und er im Hausgang verschwand. Das war alles, was die Häscher wahrzunehmen vermochten.

Siebentes Kapitel.

Aufsteigende Raketen in den politischen Gedanken des Volks.

Es ist wohl jetzt der passende Ort, den Gang der Ereignisse einzuschalten, welchen die öffentlichen Angelegenheiten genommen haben, um sich daraus den Bürgerkrieg zu erklären, der zwischen dem regierenden Rathe und der Bürgerschaft ausgebrochen war; — ein Streit, der sich um politische Gleichstellung des dritten Standes mit den bevorrechteten Ständen gedreht hat und welcher durch die Mißbräuche der städtischen Verwaltung hervorgerufen wurde.

Gleich wie drohende Wetterwolken am fernen Horizonte aufsteigen und leuchtende Blitze durch das Dunkel dringen, wie ein plötzliches Nervenzucken: so war diese Katastrophe längst durch die Unzufriedenheit der Bürger vorbereitet und die öffentliche Meinung trieb, gleich kreisenden Wirbelwinden, das Ungewitter immer näher, bis es sich über der Stadt entlud. Lange schon war die republikanische Verfassung der Stadt in eine hocharistokratische aufgegangen und es waren viele adliche und reiche Patrizierfamilien im Besitze von Vorrechten, wodurch die Gleichheit mit dem dritten Stande aufgehoben war. Es bestanden nemlich seit Jahrhunderten zwei Corporationen, die man das Haus von Limburg und

den Frauenstein nannte. Die Mitglieder diese beiden Körperschaften, meist aus hohen adlichen und reichen Familien bestehend, bildeten eine eigne, von den unteren Volksschichten, besonders von den Zünften und der arbeitenden Klasse abgesonderte Gesellschaft, welche nach altem Herkommen vierzehn Rathstellen im erblichen Besitze hatte, womit die freie Wahl der Bürgerschaft wegfiel, und hiernach einen mächtigen Einfluß auf die städtische Verwaltung ausüben konnte. Diese beiden Häuser Limburg und Frauenstein, eigentliche aristokratische Clubbs, hatten ihre eigenen Gesellschaftsstatuten, nach welchen die Mitglieder derselben turnierfähig waren, keine bürgerlichen Geschäfte treiben, auch keine Ehe mit einer Tochter aus dem gewerbtreibenden Stande eingehen durften. Meist war auch der dazu gehörige Adel von römisch-deutschen Kaisern verliehen worden, und zählte daher zum Hofadel.

Solche Zustände aber waren der Bürgerschaft ein Dorn im Auge. Diese wollte in einer, durch vormalige kaiserliche Gunstbriefe gegründeten, freistaatlichen Einrichtung kein solches Uebergewicht einzelner Familien im Rathe und in der Regierung der Stadt. Dieses Uebel wurde noch durch die Anmaßungen gesteigert, womit die Häuser Limburg und Frauenstein auftraten, durch die städtische Gesetzgebung, zu der sie wesentlich beitrugen, und wodurch die Zünfte und arbeitenden Klassen gedrückt wurden, namentlich aber durch die Verschleuderung der städtischen Einkünfte zu Privatbanketten der Paradeherrn und Maltheser-

ritter, die mehr den Glanz ihrer eigenen Familien, als das allgemeine Beste wollten. Nirgends wurde Rechenschaft über Verwendung der Staatsgelder abgelegt, nirgends war es erlaubt, auch nur zu fragen, wohin sie flössen. Besonders aber ging das Gerücht aus verbürgten Quellen, daß beträchtliche Summen aus der städtischen Finanzkammer den Juden dargeliehen würden und daß die davon fallenden hohen Zinsen in die Privatseckel der regierenden Herrn flössen. So wuchsen die Schulden der Stadt an, anstatt getilgt zu werden, vermehrten sich die Auflagen, anstatt abzunehmen und wurden mit Strenge beigetrieben, während einzelne bevorrechtete Familien sich zu bereichern wußten. Es ist begreiflich, daß diese traurige Lage der städtischen Verwaltung keine guten Folgen haben konnte; und daß, je hartnäckiger der Widerstand Seitens der bevorrechteten Familien gegen jede Forderung einer Reform war, der Drang in der Bürgerschaft desto mächtiger werden mußte, solche nöthigenfalls mit Gewalt durchzusetzen. Nun durften auch noch Beispiele einer verdorbenen und bestechlichen Rechspflege hinzukommen, wie wir ein solches in Fettmilch's Sache kennen gelernt haben, um sich die Stürme zu erklären, welche die Stadt in ihren Grundvesten erschüttert und wie fieberhafte Convulsionen durchzuckt haben.

Die erste Schilderhebung fand statt, als Kaiser Matthias gekrönt wurde, also in dem Zeitpunkt, womit unsere Erzählung beginnt. Da sollten die Bürger den Eid der Treue schwören; da nun in dem

Eidesformulär eine Stelle vorkam, worin der kaiserlichen Gunstbriefe Erwähnung geschah und wodurch die Stadt eine freistaatliche Einrichtung erhielt, so wurde Einsicht dieser Gunstbriefe verlangt, um daraus ersehen zu können, welche Rechte der Bürgerschaft beigelegt seien. Diesem Verlangen aber wurde von den regierenden Herrn widerstanden, weil sie vermuthlich besorgten, mit Publikation derselben an Einfluß und Einkünften zu verlieren; daher sie zu dem Hilfsmittel griffen, die Beschwerdeführer unter allerhand Vorwänden hinzuhalten; ja selbst Versprechungen zu ertheilen, die man nicht zu halten gewillt war und welche man für ein niederschlagendes Pulver gegen herrschende Aufregungen im Volkskörper ansah. Allein dieses lichtscheue und hinterlistige Verfahren war wenig dazu geeignet, ein Abzugsgraben für die wachsende Ideenströmung zu sein und konnte nur dazu beitragen, den bestehenden Argwohn immer höher zu steigern. Mit Verweigerung dieser Einsicht kaiserlicher Privilegien war das Signal zu Beschwerden vor Kaiser und Reich gegeben. Aus diesem Grunde wurde dem neugekrönten Kaiser Matthias, als er noch im Juni 1612 in Frankfurt anwesend war, eine geharnischte Beschwerde eingereicht, an deren Abfassung Vincenz Fettmilch großen Antheil hatte und worin gebeten wurde, daß Seine kaiserliche Majestät behilflich sein wolle, alle diejenigen Gunstbriefe kaiserlicher Vorfahren, welche den Bürgern gleiches Recht und gleiche Freiheit verhießen und welche der Bürgerschaft seit Menschengedenken

verborgen geblieben seien, aus dem Burgverließ am Leonhardsthore, wo sie seit vielen Jahren unter Schloß und Riegel verborgen gehalten seien, an das Licht und zur öffentlichen Kenntniß aller Bürger zu bringen, damit solche als Richtschnur der städtischen Verwaltung dienen konnten. Weil sodann auch die Juden sich so stark vermehrt hätten, daß sie einen großen Theil der städtischen Bevölkerung ausmachten, und wegen ihrer anwachsenden Menge, sowie wegen ihrer Wuchergeschäfte, die sie trieben, dem christlichen Theile der Bevölkerung Gefahr brächten, so ginge ihr Gesuch dahin, durch alle zweckdienlichen Mittel diese Ueberzahl zu beschränken und auswärtigen Juden, so viel thunlich, die Stättigkeit zu versagen.

Es ist uns aus gegenwärtiger Erzählung bekannt, daß Fettmilch eine persönliche Audienz bei dem neugekrönten Kaiser hatte, ohne dabei aber viel ausgerichtet zu haben. Um aber der Beschwerde die möglichste Verbreitung und den erforderlichen Nachdruck zu geben, wendete sich die Bürgerschaft in einer besonderen Eingabe an die anwesenden Kurfürsten, die aber einen sehr geringen Erfolg hatte; denn sie wurde am 13. Juni 1612 dahin bedeutet, daß sie sich ruhig zu verhalten habe, bis der Bürgermeister und Rath der Stadt auf die Beschwerde eine Entschließung gegeben haben würden. Weit entfernt, den Drang nach Reformen zurückzuhalten, schwoll dadurch die Bewegung immer höher an. Die herrschenden demokratischen Ideen über bürgerliche Freiheit, Gleichheit vor dem Gesetze, ständische Vertretung, Bewilligung

der Auflagen und die Art der Verwendung derselben, waren flüssig geworden, wie eine Wasserströmung, die einen Durchbruch sucht. Wie sehr auch die bestehende städtische Obrigkeit einen Damm dagegen zu bauen vermeinte, indem sie auf alle Vorstellungen sogar in drohendem Tone abschlägige Bescheide ererließ, so schwoll die Strömung zu einer förmlichen Fluth an, die hinter den Dämmen und Schutzwehren so lange nagte, bis sie rechts und links überfluthete und das ganze Gefilde in einen kreisenden, wirbelnden See verwandelte. Das ist ein Bild vom Volksgeiste der Stadt in jener Zeit.

Diejenigen aber, welche eine Reform der städtischen Verwaltung verlangten, fanden überall einen wachsenden Anhang. Besonders waren es die Zünfte, sowie überhaupt die arbeitenden Klassen, welche sich der Bewegung anschlossen, weil die erhobenen Forderungen aus ihrem Ideenkreise, sowie aus ihren Bedürfnissen genommen waren. Daher säumten die Mißvergnügten nicht, eine abermalige Vorstellung an den Kaiser abgehen zu lassen, die aber durch eine Gegenvorstellung des Bürgermeisters und Rathes der Stadt am 27. Juni desselben Jahres vereitelt wurde, in deren Folge der Kaiser sich gegen die Beschwerdeführer ungnädig ausließ, dieselben zur Ruhe und zum Gehorsam gegen die Obrigkeit ermahnte und nicht weiter in dieser Sache behelligt sein wollte.

Nun trieb die Volksströmung hohe Wellen und spritzte Schaum. In den Clubbs, worin die Mißvergnügten zu gemeinsamen Besprechungen zusammen=

kamen, und worin sie die Mittel und Wege zur Erlangung ihrer Forderungen beriethen, wurden die Ideen ausgeprägt und gemünzt, die Gedanken gewetzt und geschärft und die Waffen zum Umsturz geschmiedet. Nochmals aber versuchte die Bürgerschaft den gütlichen Weg der Abhilfe mittelst einer Vorstellung, die am 30. Juni dem Rathe selbst übergeben wurde. Weil man aber an gutem Erfolge zweifelte, so wurde in den Clubbs beschlossen, die Antwort selbst abzuholen. Daher erschienen schon am 2. Juli desselben Jahres viele hundert Bürger im Römer und auf dem Römerberg in drohender Gestalt und forderten mit Nachdruck ihre durch kaiserliche Gunstbriefe gewährleisteten Rechte. Diesem mächtigen Andrang vermochte der Rath nicht zu widerstehen und er suchte für die Strömung einen Abzugskanal dadurch zu graben, daß er eine begütigende Antwort gab, die aber so gewunden und schraubenförmig gedreht war, daß man im Hintergrunde merken konnte, wie wenig es ihm um Aufrichtigkeit zu thun war. Da murmelten dumpf die erzürnten Volkswellen und hüpften schäumend auf. Da zuckte es, wie elektrische Schläge, durch alle Adern im Volkskörper. Da rüstete man sich förmlich zum Sturm auf den Römer und den darin tagenden Rath, der in seiner Bedrängniß sich nicht anders zu helfen wußte, als daß er alle Forderungen zu bewilligen versprach und über die Art der Ausführung einen Bürgerausschuß vorschlug, mit welchem die verlangten Reformen berathen und festgesetzt

werden sollten. So war der erste Sturm für den Augenblick beschworen, aber auf die Dauer keineswegs unterdrückt.

In der Meinung, daß durch diese in der Noth ergriffene Maßregel sich das Ungewitter verziehen und die Wolken sich vertheilen würden, die unglückschwanger über dem Horizonte der Stadt, wie schwarze Gebirge, lagerten, suchten die bevorrechteten Familien Zeit zu gewinnen, um ihre herkömmlichen Privilegien gegen den dritten Stand zu behaupten, weil es ihnen gefährlich dünkte, demselben eine Mitwirkung zur Gesetzgebung und Steuerregulirung einzuräumen. Denn die Bürgerschaft hatte, um der Erreichung ihres Zweckes gewiß zu sein, verlangt, daß

1. dem Rathe achtzehn Mitglieder aus dem Bürgerstande beigefügt,
2. eine Commission aus acht seßhaften und ehrsamen Bürgern eingesetzt werden solle, um die vermißten kaiserlichen Gunstbriefe im Archive aufzusuchen und alle darauf bezüglichen Dokumente zu durchforschen.
3. eine weitere Commisson von acht Bürgern, um das Schuldenwesen der Stadt zu reguliren, die Rechnungen über Einnahmen und Ausgaben zu prüfen und überhaupt den Stand der Finanzen zu untersuchen.

Wie man auch über politische Bewegungen denken mag, so wird man doch bekennen müssen, daß diese Forderungen gerecht und natürlich waren. Kein Staat im neunzehnten Jahrhundert kann auf Aus-

bildung der Rechtsverhältnisse und auf einen geregelten Gang des Finanzwesens Anspruch machen, der nicht auf solche Grundsätze gebaut wäre, wie sie damals als Grundriß der städtischen Verwaltung gefordert worden sind.

Allein der alte Rath weigerte sich, die vorgeschlagenen achtzehn Mitglieder aus dem Bürgerstande aufzunehmen und fand auch die Einsetzung der beiden obengenannten Verfassungs- und Finanzcommissionen bedenklich, weil er sich bewußt sein mochte, in einer solchen Prüfung nicht mit Ehren bestehen zu können. Daher suchte er auswärtige Vermittlungen und sendete zwei adliche Herrn: nämlich August von Holzhausen und Weiß von Limburg als Deputation an den Kaiser nach Prag und zwar mit reichen Geschenken, vermuthlich um sich damit geneigte Hilfe zu erkaufen: worauf der kaiserliche Bescheid überbracht wurde, daß man sich zur Beseitigung der streitigen Punkte an die Lokal-Commissionen, den Landgrafen von Darmstadt und den Kurfürsten zu Mainz zu wenden habe, welchen der Auftrag ertheilt worden sei, den Streit zu schlichten. Zu gleicher Zeit säumte auch der Rath nicht, sich mit gleichen Gesuchen um Vermittlung und Hilfe an solche Städte zu wenden, die mit Frankfurt befreundet und verbündet waren, um durch auswärtige Mächte die innere Gährung stillen und unterdrücken zu können. So ergingen dringende Hilfgesuche an die Städte Worms, Speier und Straßburg, deren Stadtverordnete ihr Möglichstes thaten, indem sie förmliche Ge-

sandten mit allen Insignien ihres Ranges und ihrer Sendung abgeordnet haben, um den Weg der Vermittlung zu versuchen. Auch dieses Hilfsmittel war fruchtlos. Die Parthei des alten Rathes blieb hartnäckig bei ihren herkömmlichen Vorrechten und Vorurtheilen stehen, während die des neuen Rathes kühn auf dem Wege der Reformen vorschritt. So standen sich die Partheien feindselig einander gegenüber. So war die Gährung allgemein und drohte Faß und Reifen zu sprengen. Hiernach war das politische Schlachtfeld eröffnet.

Unter den Unzufriedenen aber ragte Vincenz Fettmilch hervor, von dem wir wissen, daß er ein wohlhabender Lebkuchenbäcker war und durch seine politischen Einsichten, durch sein starkes Rechtsgefühl und durch einen willenskräftigen und entschlossenen Charakter Haupt und Führer derjenigen Parthei geworden ist, welche eine Wiedergeburt der städtischen Verfassung verlangte. In seinen häuslichen Verhältnissen war er glücklich. Er war ein rechtschaffener Gatte, ein treuer Vater für seine Kinder, ein aufopfernder Freund für alle, die mit ihm umgingen. Auch war sein Leben fleckenlos. Aber er besaß einen leidenschaftlichen Charakter und einen hochstrebenden Geist, der wenig geeignet war, erlittene Unbilden in schweigender Unterwürfigkeit hinzunehmen. Vermöge seines starren Rechtsgefühls hegte er vielmehr einen tiefen Haß gegen den alten Rath und Schöppenstuhl, in welchen er die Urheber oder Mitschuldigen öffentlicher Ungerechtigkeiten und Erpressungen erblickte;

und in deren Sturze er das Heil der Stadt zu erreichen vermeinte. Persönliche Rechtskränkungen, die er erfahren, mischten sich freilich in sein politisches Leben ein und erfüllten ihn mit einem solchen Durst nach Rache, daß er allen Gefahren zu trotzen wagte, die zuletzt einen schmachvollen und grausamen Tod herbeiführten.

Gegen die Juden hegte er nur das allgemeine Vorurtheil jener Zeit, indem er sie für Erbfeinde der Christen hielt, und wegen ihrer abgesonderten Lebensweisen, Berufsarten und Gewohnheiten nicht für fähig erachtete, in einer vorherrschend christlichen Stadt zu leben, daher er, mit Rücksicht auf ihre starke Vermehrung und ihre Wuchergeschäfte, die möglichsten Einschränkungen wollte. Keineswegs aber haben blutige Gewaltthätigkeiten gegen die Juden in seinem Sinne gelegen. Vielmehr ist der Volksstrom unter der Herrschaft von Zeitvorurtheilen weit über seinen Willen hinausgegangen und hat ihn mächtig fortgerissen, ohne demselben Einhalt thun zu können. Weil er das Haupt der Volkspartei war, ist alles, was gegen die Juden geschehen, auf seine Rechnung gekommen. Nach dieser übersichtlichen Darstellung der Ereignisse in den Jahren 1612 bis 1616 kehren wir jetzt zu unserer Erzählung zurück.

Achtes Kapitel.

Ein Judenspiegel aus alter Zeit und eine kleine Lection vom ehemaligen Staatsrecht.

Unter sehr bedenklichen Zeichen der Volksstimmung in den unteren Schichten der Stadt begann das Jahr 1613. Und als der Wonnemonat nahte und mit Blüthen und Knospen das schöne Mainthal überstreute; als die Maienglöcklein aus den grünen Blättern der Waldpflanzen hervorschauten und würzige Wohlgerüche umherstreuten; als die fröhlichen Sänger des Waldes sich auf Zweigen wiegten und ihre Lieder theils mit zwitschernden, theils mit flötenden, theils mit schmetternden Stimmen erschallen ließen: da war das grüne Laubdach des Stadtwaldes, die duftenden Matten und Wiesen im Weichbilde des Ortes Niederrad für viele Bewohner der Stadt Frankfurt eine Einladung, zum Frühlingsfeste hinauszuziehen und sich im Grünen zu ergehen. Denn schon damals gehörte es zum Volksvergnügen, auf Himmelfahrt und Pfingsten in den grünen Wald zu ziehen und zwar vornehmlich in denjenigen Theil desselben, der sich an den Sandhof, damals eine Besitzung des deutschen Hauses zu Sachsenhausen, anlehnte. Welche Menge zog schon in aller Frühe hinaus; welche Kleiderpracht wetteiferte mit dem Schmuck der Natur; welche fröhlichen Gruppen

waren im duftigen Grase gelagert, oder nahmen die zur Ruhe angebrachten Sitze ein; welche schwerfälligen, nach damaliger Form gebauten, Wagen rollten auf der damals noch schlecht gebauten Straße unter aufwirbelnden Staubwolken nach dem Sammelplatz im Walde hin.

Auch Fettmilch befand sich unter den Waldbesuchern, begleitet von seinen Freunden Schopp und Gerngroß, denen er als ein Orakel politischer Weisheit galt. Doch war er nachdenklicher und stiller als jemals. Wer ihn sah, mit dem wehmüthigen Zug in seinem bleichen Angesichte, mit der umwölkten Stirne und dem dunkeln Schleier, welcher über seinem Gemüthe lag, der schien eine geheime Ahnung in ihm ausgedrückt zu finden, als wäre es sein letzter Gang im Weichbild der Stadt Frankfurt.

An jenem Tage sehen wir zwei Juden an der Markscheide des Sandhofs stehen, welche das Waldfest hinausgelockt hatte, und die Zuschauer des fröhlichen Lebens der Stadtbewohner in der freien Natur sein zu wollen schienen. Viele Gruppen sahen sie lustwandelnd an sich vorüberziehen. Vieles Vergnügen sahen sie aus den Angesichtern hervorleuchten.

„Gott! was e Zores!“ (Leben) sagte der Gumperich Stern, ein Kaufmann aus der Judengasse zu seinem Nachbar, dem Judenmetzger Lob Sonneborn, indem er die Menge von lustwandelnden Gruppen überschaute. „Es ist märikwerdig, zu seh'n den Aulem (Welt, Menge) von die Mensche, die heit gehen dorich dem Wald. Sollet man nit meine,

'S ganze Moukum (Stadt) wär' rausgange und hättet zurückgeloßt all' seine Barausen (Geschäfte)."*

„Wäriklich! Du hast Recht, Schochen!" (Nachbar) versetzte der Lob und folgte mit seinen Augen den Fingerzeigen des Gumperich auf die buntgeschmückte und wogende Menge. „'S is doch heit Jontoff (Festtag) für die Amalekiter. Hab's Du nit gesehn viel Dalphonem, (Arme) die nit habe Melchumme (Geld) im Seckel und noch mehr Chozen, (Reiche) die gemalwitscht (geputzt) sind in alle Kolörs. — Gott! was e Chofruse (Gesell-

*) Man darf nicht vergessen, daß die Sprache und Bildung der Juden damals weit zurückstand gegen die der jetzigen Zeit. In jenem Jahrhundert der Finsterniß, als noch der Leibzoll und andere erniedrigende Abgaben auf den Juden lasteten, als noch der politische Druck und die Entbehrung der politischen Rechte dieselben häufig zum Kleinhandel nöthigten, als sie noch Absonderungszeichen tragen und in abgesperrten Quartieren wohnen, auch in steter Furcht vor dem durch ausgestreute Fabeln von Brunnenvergiftungen, Brandstiftungen, gemordeten Christenkindern u. s. w. aufgestachelten Pöbel leben mußten, darf man sich nicht wundern, eine solche Denk- und Sprachweise anzutreffen, wie sie hier als ein Spiegel jener Zeit vorliegt. Seitdem aber die Philosophie allenthalben Licht verbreitet, Gerechtigkeit gegen Andersdenkende gelehrt, religiöse Vorurtheile gelichtet, und dem jüdischen Volke bürgerliche Rechte verliehen hat, ist die Civilisation dieses Volkes mächtig vorgeschritten und man hat jetzt Beispiele von Juden, die in Gewerben, Künsten und Wissenschaften hervorragend geworden sind. Diese Epoche der Civilisation beginnt mit Lessing und Friedrich dem Großen.

schaft) von allerhand Leit, die zesamme sitze und mitnnanner geachelt (gegessen) habe und geschaßkennt (getrunken) gebraten Boser (Fleisch) und vom beßten Jajim (Wein). Werde m'r uns nit aach sitze bei dem Zores?"

„Schmoh Jisroel!" entgegnete der Gumperich und wehrte mit der Hand ab. „Hab's Du vergesse, wie im koscher Sepher Thore (heilige Gesetzbuch) gesagt ist, daß unsre Leit nit derfe habe Chofruse mit die Gojim. — Gott soll hüte! Olef haschulem (Gott sei mit uns)! Es ist aber doch korzweilig, hier zu stehn und zu betrachte den Aulem mit all' seine Neschires (Reichthümer)."

„Nu," versetzte der Lob und lächelte seinem Freunde zu. „Wer sollet nit erkenne, daß Du hätt'st Säichel (Verstand) im Gesetze, daß Du bist e kochemer (kluger) Mann und daß m'r kennet lärne von D'r. Doch unser aaner habt aach sein Simmche (Freude) dran, mitzemache den Jontoff im Wald und zu sehe die gemalwitschte Leit und die Eckepasche mit die stolze Sußche (Pferde) und all' den Massel (Glück)."

„Oi, was e Gedimwer!" sagte der Gumperich vergnügt: „Bin ich nit e Socher, (Kaufmann) daß ich wisset, 's ist hier koll jokker (alles theuer) und werd toff meschulmet (gut bezahlt). Aber ich sieh mich um, nach dem Güttelche, um ihr zu danke vor dem Compliment, das sie mir heit Morge gebracht hat von ihrem Aette und vor der Einlading

zu geh'n im Wald. Aber ich kennet nit herausfinde das Besuhle (Mädchen)."

Nun wurde ihre Unterhaltung dadurch unterbrochen, daß in der Menge der Lustwandelnden Fettmilch sichtbar wurde, welcher mit seinen Begleitern des Weges daher kam.

Da stieß der Gumperich ängstlich den Lob an und flüsterte leise: „Gott! was e Begebenheit! — Es ist mir, als ob der Tärik geholcht (angerückt) kämet. — Wir wolle trete hinter dem Gebüsch, daß er uns nit kennet sehe."

„Oi, was habst da im Sinn,?" entgegnete der Lob schnell und drehte sich nach der angedeuteten Richtung um: „Werd sich doch kaaner forichte vor dem Melach (König) von die Demokrate. Ich müsset es vor eine Beleidigung ansehe und kennet werde brauches, (böse) aß m'r aaner sprechet von Foricht. Bin ich nit der Lob Sonneborn! Ist nit der Lob e gelärnter Katzef (Judenmetzger)! Versteht der Lob nit ze führe sein Chalef, (Schlachtmesser) damit zu peikern (schlachten) allerhand Behemes (Vieh). — Nu, so werd' der Lob nit geh hinter dem Gebüsch und sich verstecke, weil er Foricht hättet vor dem Rosche (Feind) von unserm Volk."

„Gott, was habst de Muth, Lob!" sagte der Gumperich und blickte ängstlich nach dem Mann, den die Judenschaft als ihren größten Gegner ansah. „Der Fettmilch ist e kaucher (starker) Mann. — Chasveschulem! — und hat seine Maschorres (Knechte, Gehilfen) bei sich, den Schopp und Gerngroß."

„Den Schopp?" wiederholte der Lob halb spöttisch und deutete mit dem Finger auf die Stirne: „Bei dem Schopp ist hier koll tohu wabohu (alles wüste und leer) — — — und den Gerngroß? — — nu er waaß, wie m'r dem Salmanasser hofirt."

„Gott, wie mein Herz schlaget:" versicherte der Gumperich und zupfte den Lob am Rockärmel, um ihn daran zu erinnern, daß man keine Begegnung mit diesem Manne wünschen könne.

„Chelek beolem habbo," (mein ewiges Erbtheil soll verloren sein) versetzte der Lob mit scharfer Betonung, indem er sich emporreckte; „es solle über mich komme alle zehn Makkes von Mizraim, (alle zehn Landplagen von Aegypten) wenn ich ausweichete vom Weg, den der Barrachemoves kommet. — Bei Gott! der Lob ist nit forichtsam. Der Lob ist wie das Sackin von Gideon; und wenn er gerathet im Rauges (Zorn) und nehmet sein Chalef, werd er steh'n wie ein Ben der Makkabäer und sich wehre mit Stuch und Hieb vor dem Feind."

„Bei Gott! Lob, was habst de? — kühne Machschaves (Gedanken) habst de! — Worum? Aß Du gelärnt hast schächte koll Behemes. — Gott! was bist de e kaucher Mann! Kaaner kennet sich messe mit D'r."

Inzwischen war Fettmilch mit seiner Begleitung vorüber. Dadurch wuchs den Juden der Muth und sie folgten ihm mit aufmersamen Blicken nach und sahen, wie er in einiger Entfernung bei dem Syndikus Mindanus stehen blieb, welcher früher Professor

der Rechte in Gießen war nnd für den Mann, der schon auf dem Wege zum Untergange war, einiges Interesse hegte. Als aber Fettmilch zufällig nach dem Wege zurückschaute, den er gekommen war, schien es den Juden, als ob er eine Bewegung zur Rückkehr mache, darob sie von Neuem in Furcht geriethen.

„Mein Meschame!“ (Meiner Seele) fragte der Gumperich, indem er dicht an seinen Freund Lob trat. „Was habt denn der Fettmilch vor'n Rauges an Dich, daß er will umkehre? — Gott, was e Begebenheit!“

„Boruch schem Adonoi Elohenu! daß es kaan Ehmes (Wahrheit) ist, was er meinet, daß ich nit hab geschächt Jeled (Kind) von Christemensche, wie die Schecker (Lügner) saage,“ antwortete der Lob, und legte die Hand zum Zeichen seiner Betheurung auf die Stirne. „Es sind nur gewesen die Kehres von ein'm Zonn (Eingeweide von einem Schaf), die man gefunde habt hinte im Hofe.“

„Omen Weomen!“ (Amen, Amen) setzte der Gumperich gerührt hinzu und schien durch das Gezeugniß von der Unschuld seines Freundes überzeugt, daß dieser von dem angeschuldigten Mord eines Christenkindes frei und die Meinung des Lebküchlers ohne Grund sei.

Man sieht, wie die beklagenswerthen Juden damals in steter Furcht vor Gewalt und Mord lebten, die ihnen durch zügellose Volkshaufen drohten, und wie sie ihre Unterredungen unter einander meist in dem, ihnen eigenthümlichen, hebräisch-deutschen Dialekte

führten, um nicht belauscht und verstanden zu werden. Doch war ihre Besorgniß eines Zusammentreffens mit dem gefürchteten Lebküchler ohne Grund. Dieser blieb vielmehr bei dem Syndikus Mindanus stehen, welcher, wie wir wissen, ein warnender Genius für den unglücklichen Lebküchler war, ihn bei Seite zog und ihm sagte:

„Fettmilch! Ihr befindet euch auf einem Wege, der nimmer zu eurem Heile gereichen kann. Jeder, der es wohl mit euch meint, wird euch dringend abrathen müssen, ehe die Obrigkeit einschreitet, welche mehr weiß, als Ihr vermuthet, und die leicht dazu kommen könnte, von derjenigen Gewalt Gebrauch zu machen, die in ihren Händen liegt."

Fettmilch nahm diese Rede des Syndikus anfangs schweigend und voll trüben Ernstes auf, weil er zweifelhaft schien, wie er sich dieselbe deuten solle. Endlich sagte er etwas ungeduldig: „wenn es auf die Gewalt ankommt, so fragt es sich, wo sie die größere sei, ob bei der Obrigkeit oder bei dem Volke."

„Auch kann ich Euch nicht verhehlen," fuhr der Syndikus mit gedämpfter Stimme fort, „daß der Mordversuch an dem Schöffen und Junkherrn Hans von Uffstein ein Werk der, in der Bürgerschaft herrschenden, Demokratie zu sein scheint. Denn es ist doch immerhin ungewiß, ob man dem Gärtner des Junkherrn, den man im Walde erhenkt gefunden hat, die That zuschreiben kann. Das Feld der Vermuthungen ist hierüber sehr groß."

Auch nicht durch die leiseste Regung des Gemüths verrieth Fettmilch, was in seinem Innern vorging. Er schien ganz unbefangen und versetzte: „Daß es bei der dermaligen Lage der Dinge, bei den herrschenden Mißbräuchen und den von Rath und Schöppenstuhl der Stadt ausgeübten Druck an einer demokratischen Richtung in der Bürgerschaft nicht fehlen kann, liegt in der Natur der Sache. Alles was Unrecht ist, besteht nicht, erzeugt Widerspruch, Abneigung und Feindschaft bei allen, die das Bessere kennen und fühlen. Und wo eine Regierung hinterlistig, falsch und ungerecht handelt, wird die Demokratie, wenn Ihr es so nennen wollt, hervorgerufen werden, die immer ein Produkt herrschender Mißbräuche und daraus entspringender Unzufriedenheit ist, und womit von selbst die Nothwendigkeit fühlbar wird, solche Mittel zu schaffen, wodurch dem Unrecht Einhalt gethan und der Druck erleichtert werden kann."

„Wie meint Ihr das?" fragte der Syndikus. „Denn mich dünkt, in den Eingaben der Zünfte und Innungen Forderungen gelesen zu haben, die mich lebhaft an das erinnern, was Ihr hier angedeutet habt."

„Die Forderungen," entgegnete Fettmilch, „sind zu allgemein und tief gefühlt, als daß sie nicht überall Anklang gefunden hätten. Man hat verlangt, daß ein allgemeines Stimmrecht zur Ernennung der städtischen Obrigkeit, ferner: Gleichheit vor dem Gesetze ohne Unterschied des Standes, Ranges oder Vermö-

gens, mithin Gerechtigkeit gegen Alle, auch gegen die Geringsten in der Stadt und ihrem Gebiet; — sowie Freiheit unter dem Schirm der Gesetze und endlich Sparsamkeit in den Ausgaben der Stadt nebst dem Rechte der Bürgerschaft, den städtischen Haushalt zu controliren, hergestellt werde. Was kann billiger sein, als diese Forderungen? Sie sind nicht neu, diese Forderungen. Sie sind längst durch die Gunstbriefe von weiland Kaiser Sigismund und Wenzel bewilligt gewesen, aus welchen von selbst folgt, daß die städtischen Einrichtungen freistaatliche sind und das Steuerwesen auf Grund der Gleichheit vor dem Gesetze beruhen muß. Wenn aber freilich die gewerbtreibenden Bürger als Untersassen der Junker und Wegelagerer angesehen und mit Auflagen aller Art willkürlich belastet werden, ohne daß es diesen erlaubt ist, zu fragen: wohin ihr Geld kommt: wenn die Rechte der Bürgerschaft einzelnen bevorrechteten Familien aufgeopfert werden und die Maltheserritter und Paradehelden vor dem Gesetze den Vorzug haben, den sie zur Beraubung anderer zu benutzen wissen, wenn die Geburt und der Reichthum mehr gilt, als das Recht, während von allen Prädicanten der Stadt gelehrt wird, es gebe nur einen Unterschied, nemlich zwischen gut und böse: so darf man sich bei solcher Lage der Dinge nicht wundern, wenn Feuerfunken unter der Asche glimmen und bei einem leisen Hauche auflodern."

„Man wird Euren Ansichten nicht Unrecht geben können:" sagte der Syndikus freundlich. „Allein Ihr

scheint nicht zu wissen, daß die Obrigkeit absichtlich nicht Unrecht thun kann, und daß, wenn ein solches je vorkommen sollte, es nur einem Irrthum, einem Mißverstand, oder einem falschen Berichte zuzuschreiben ist, wie es im Reiche menschlicher Dinge wohl vorkommen kann. Daraus folgt aber nicht, daß man deßwegen ein Recht habe, die Obrigkeit mit feindlichen Händen anzutasten."

„Herr Syndikus!" versetzte Fettmilch etwas unwirsch. „Ihr sprechet da, wie ein Rechtsgelehrter vom Katheder herab, der das Recht aus den Heften diktirt, aber — mit Verlaub — den praktischen Boden unter den Füßen verloren hat. Denn wenn alle Obrigkeiten so wären, wie Ihr saget, so würde es keine Tyrannen, keine Verschwender, keine erlauchte Egoisten geben, die ihren Leidenschaften oder dem Interesse ihrer Familie und ihres Hauses Land und Leute opfern. Nein, bei Gott! die Erfahrung spricht ganz anders. Man darf nur in die inneren Zustände unserer hocharistokratischen Republik hineinschauen, um sich zu überzeugen, wie die schweren Sünden des Rathes und Schöppenstuhls gleich einem Alp auf die Bürgerschaft drücken und den freien Athemzug beengen."

Kopfschüttelnd stand der Syndikus einige Augenblicke da und schien in Nachdenken versunken. Dann erhob er seine Blicke zu dem kühnen Lebküchler und fragte: „Es steht immerhin noch in Frage, ob die Gesammtheit der Bürger so denkt, wie Ihr?"

„Die Mehrzahl gewiß," entgegnete Fettmilch,

während ein lebhaftes Feuer aus seinen Blicken leuchtete. „Wenn es auch Bürger giebt, die in ihrem Wohlleben nicht gestört sein wollen, oder von den Sünden des Bürgermeisters und Rathes nicht berührt worden sind, oder in ihren Läden und Magazinen sitzen und daher nicht weiter sehen können, als bis zur nächsten Straßenecke, und nicht höher als bis zur Spitze des Thurmes, ohne daß ihr beschränkter Ideenkreis in diejenigen Regionen hineinragt, die darüber hinausliegen: so darf man nur dem Volke an den Puls fühlen, um sich zu überzeugen, wie schnell und heftig er schlägt."

„Ihr meinet also," fragte der Syndikus verwundert, „daß die Lage der Dinge gefahrdrohend sei?"

Da besann sich Fettmilch einige Augenblicke, ob er ausweichend antworten oder sich frei aussprechen solle. Endlich bemerkte er: „Ueber das Reich der Möglichkeiten kann ein kurzsichtiger Mensch nicht sprechen, noch vielweniger zukünftige Dinge als gewiß ansehen, die er nur als Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten annehmen kann. Und so hat es allerdings den Anschein, daß die Ungerechtigkeiten des Rathes, sie mögen ausgeübt oder nur geduldet sein, kein gutes Ende nehmen werden. Zwar man hat vom Kaiser Matthias gehofft, er werde den ergangenen Beschwerden Gehör geben und den Anfang seiner Regierung durch ernste, große Maßregeln bezeichnen; er werde gleich einem Vogel, dessen Schönheit so lange verborgen ist, bis er sich mit ausgespannten Flügeln emporschwingt und jetzt erst sein

glänzendes Gefieder in den schönsten Farben zeigt, mit seinem Aufschwunge zum Kaiserthrone eine hohe Herrschermacht mit glänzenden Regententugenden der Welt zeigen und eine glückliche Epoche für die öffentlichen Rechtszustände Deutschlands herbeiführen: und siehe! wir haben das alte, einseitige und schwachköpfige Junker- und Vasallenregiment wieder, welches wie Höherauch und dicke Nebel den kaiserlichen Hof umlagert und jede Aussicht umflort. — Und was soll nun aus Deutschland werden, was aus den Städten und ehrsamen Bürgern, wenn diejenigen, welche das öffentliche Recht handhaben sollen, um die Gunst der Kraut- und Hasenjunker, sowie der Damenritter buhlen, weil diese einen mächtigen Fuß am kaiserlichen Hofe haben und mit klingendem Sporn und trotzigen Augen durch die Vorsäle schreiten; wenn alle, die dem Gemeinwohle dienen sollen, solchen Herren beutegierig nachziehen wie die Wölfe den Leichenfeldern, wie die Haifische den Handelsschiffen und überall nach Beute schnappen. Solche düstere Schlagschatten findet man jetzt im Gemälde des Rathes dieser Stadt, während eine christliche Obrigkeit nicht vergessen soll, daß es ihre Aufgabe ist, nicht blos zu herrschen, sondern auch zu dienen, nicht blos Gesetze zu geben, sondern sie auch zu halten. Wo das aber nicht geschieht, wo Lüge, Habsucht und Verrath hinter jedem Aktenstoße sitzen, hinter jedem Pfeiler des Regierungsgebäudes lauern, da muß man auftreten wider solche Ungebühr mit jener hochherzigen Hingebung, die fähig ist, alles auf das Spiel

zu setzen, mit jenem Feuer, welches dem Arm eine zerschmetternde Kraft verleiht, mit jener mächtigen Begeisterung, die im Kampfe steht, so lange eine Sehne des Körpers hält."

Das Erstaunen des Syndikus Mindanus wuchs, als er diese gewaltigen Worte des Lebküchlers hörte. „Also Ihr selbst —" fügte er zögernd hinzu, „Ihr selbst scheint ein so schweres und gefahrvolles Unternehmen gerechtfertigt zu halten — — — oder wohl gar — — — das Wort, das er im Sinne hatte, schien auf seinen Lippen zu ersterben.

„Man muß," ergriff Fettmilch wieder das Wor „erfahren haben, was ich leider! von den öffentlichen Rechtszuständen erfahren mußte, um eine solche Sprache gerechtfertigt zu finden. Denn ach! im Hafen der Ruhe, worin das Fahrzeug meines Lebens viele Jahre Sicherheit gefunden, sind jetzt alle meine Anker losgerissen, alle meine Taue gekappt. Durch einen feindlichen Sturm ist es jetzt hinausgetrieben auf den offenen hochgehenden Ocean, dessen Wellenschlag vielleicht eine Planke nach der andern loßreißen und das Fahrzeug zu einem Wracke machen wird. Aber es sei. Der Fehdehandschuh ist hingeworfen. Nur im Tode ist Ruhe. Hängt doch das Leben wie ein Flaschenzug an einem Nagel im morschen Thurmdach. Und wer es gewagt hat, sein Nest zu bauen auf den schwankenden Gipfel der himmelanstrebenden Eiche, der darf keinen Schwindel kennen und muß den Muth haben, den oben wehenden Zugwinden die Stirne zu bieten. Hat er diesen Muth nicht, so setze er sich auf

die grüne Erde und nage an dem Rehziemer, den ihm ein stolzer Junker, ein Held im Salon der Damen, oder auf der Hasenjagd, zugeworfen hat."

Mehrmals hatte sich der Syndikus auf dem Absatz herum gedreht, um sich gegen den Eindruck dieser Rede des Lebküchlers einigermaßen zu fassen; mehrmals legte er den Finger auf den Mund, damit anzudeuten, wie sehr Mäßigung zu empfehlen sei. Dann entgegnete er: „Die Sprache, die Ihr führet, scheint der Ausdruck gereizter Empfindungen zu sein. Welches auch die Ursache sein mag, die Euch in diesen Gemüthszustand versetzt hat, so solltet Ihr doch wissen, daß es besser ist, Unrecht zu leiden, als Unrecht zu thun, daß die gewaltsame Selbsthilfe nirgends erlaubt sein kann und daß es überhaupt bedenklich ist, nach gereizten Empfindungen öffentliche Zustände zu beurtheilen."

„Wohl weiß ich das," entgegnete Fettmilch und seine Züge belebten sich immer mehr, je weiter er sprach. „Es giebt viel Unrecht in der Welt, aber es wäre Schwachheit, dasselbe lautlos über sich wegschreiten zu lassen. Nicht jeder hat diese unterwürfige Seele. Nur in Gott liegt die ewige und unabänderliche Gerechtigkeit, welche in jedem Gewissen ihre Dolmetscher und Sachwalter hat. Und was hilft es wider diese höchste Gerechtigkeit streiten, wenn der Herr der Heerschaaren in voller Waffenrüstung hervortritt wider die Frevel und Gewaltthaten der Menschen; wenn aus den Wolken seine Geschütze donnern und Feuer speien, während die Karthaunen der Ge-

waltigen dieser Welt verstummen; wenn seine Heerschaaren in Schlachtordnung durch den blauen Aether fliegen und die Söldlinge der mächtigen Uebelthäter erstarren; wenn auf seinen Wink die Erde wankt und bebt, als hätte sie Geburtswehen, die dumpfen Wogen des Oceans brüllen, die Wälder zerknickt werden wie Strohhalme, die Wasser aus den Tiefen rauschen und die Berge einsinken, wie Maulwurfshaufen. O Herr Syndikus! beschuldigt mich nicht schwärmerischer Anschauungen: saget nicht, das sind Spiele der Phantasie, die wie Elias auf einem feurigen Wagen zum Himmel aufsteigen. Alle jene zerstörten Welten, deren Trümmer und Bruchstücke von Erdschichten bedeckt sind; alle jene untergegangenen Reiche, deren Namen in den Hallen der Geschichte zu lesen sind: diese alle predigen stärker und nachdrücklicher, als die großen und kleinen Propheten: Gott ist der mächtigste Herr und seine Waffen sind scharf und durchbohrend. Er ist der Gott der Gerechtigkeit."

Aus allem, was der Syndikus hörte, schien ihm hervorzugehen, daß Fettmilch's Seele eine hochstrebende, von schwärmerischen Rechtsidealen erfüllte Seele sei. Daher sagte er warnend: „Eure Rede ist kühn, sehr kühn. Es wäre gut, die Worte besser zu wägen. Denn nur die Gedanken sind zollfrei, die Worte aber nicht!"

Da drehte sich Fettmilch zu seinen Begleitern um und sagte: „Was meinet Ihr? Mich dünkt, eine Seele ohne Gedanken ist wie ein Gebäude ohne Bewohner. Wo aber Gedanken sind, da führen sie zur Sprache, die nichts anderes, als der Gedanken-Canal und Kenn-

zeichen ist. Niemand kehre die Ordnung Gottes um und sperre die Gedanken durch ein Verbot ihres freien Ausdrucks ein, damit nicht der öffentliche Geist, in Ermangelung des Ab= und Zuflusses, zu einem stehenden Sumpfe wird, dessen fauler Geruch die Atmosphäre verpestet und in die Gerichtssäle dringt. Wie alles vermodert, was nicht der Sonne und der Luft geöffnet wird, so geräth auch das öffentliche Recht in Fäulniß, wenn es im Aktenstaube verborgen liegt, und die freie Rede darüber durch Maulschellen von Henkershand unterdrückt werden soll, wie an mir leider! geschehen ist. — O Herr Syndikus! noch schlägt mein Blut hohe Wellen in den Adern und mein Gewissen schreit zum Himmel, wenn ich an diese Art zurückdenke, die Sprache der Wahrheit durch Schrecken und Strafen in das Arbeitskabinet der Seele zurückzutreiben. Aber hier, in der Brust, wo das Gewissen liegt, hier ist der ewige Dolmetscher aller Wahrheit und Gerechtigkeit; hier ist Fels, starker Fels, ein tausendjähriger Granit seit der Urschöpfung, während draußen in der Welt, in der Junker= und Vasallenherrschaft alles See ist, bodenloser See, dessen Wellen, wenn sie der Wind bewegt, Glück, Ehre und Zufriedenheit verschlingen, vielleicht auch mein Leben verschlingen."

„Großer Gott!" rief der Syndikus unwillkürlich aus. „Welche Gedanken wogen in Eurer Seele auf und nieder. Und warum klaget Ihr so sehr wider Junker und Vasallen, womit Ihr wohl die adlichen Häuser von Limburg und Frauenstein meinet?"

„So ist's," entgegnete Fettmilch nach kurzem Bedenken. „Die Uffsteiner, die Kronstetts, die Kellner, die Humbrachts, die Glauburger, die Frosche, die Zumjungen u. A. beherrschen die Stadt und haben ihre freistaatliche Verfassung in eine höchst aristokratische verwandelt, gegen welche eine freie Monarchie wünschenswerth wäre. Und was ist's denn mit solchen Junkherrn? Sind sie denn aus der feinsten Porzellanerde gemacht, die übrigen Menschen aber aus gemeiner Töpfererde geknetet? Sind denn schon Adam und Eva mit dem Geburtsadel aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen? Wer ist denn zu den Zeiten der Patriarchen zum Ritter geschlagen und mit Ordenskreuzen und Gnadenketten behängt worden? Wer hat vor der Sündfluth etwas von Turnierfähigkeit gewußt und von einer abgesonderten Herrenbank, wie sie jetzt im Rathe der Stadt durch Mitglieder der Häuser Limburg und Frauenstein besessen sind? — Großer Gott! — Und man duldet in einer freien Stadt, die mit besonderen Privilegien für einen freien und gewerbtreibenden Bürgerstand begabt ist; man duldet in dieser Stadt, daß die kaiserlichen Gunstbriefe in einem Burgverließe am Leonhardsthor verborgen gehalten werden; man duldet die Erniedrigung und Rechtslosigkeit eines fleißigen Gewerbstandes, durch dessen Schweiß der Haushalt der Stadt bestritten wird; man duldet Vorrechte von Rittern und Junkherrn, die nur mit Schminknäpfchen, Puderbüchsen und Kämmen umzugehen wissen und nichts besseres gelernt haben, als Hunde und Pferde zu dressiren, Hasen zu erlegen und Rehziemer zum Mahle zu bereiten."

So sehr auch der Syndikus den unglücklichen Fettmilch zu begütigen und von der Bahn des Verderbens abzuleiten suchte, so mußte er doch unwillkürlich lächeln, als er diese Ausfälle auf das Junkerthum, welche besonders gegen Hans von Ufffstein gerichtet sein konnten, vernahm. Er ergriff daher Fettmilch's Hand und erinnerte ihn daran, daß der Rath in Folge des ersten Tumultes am 2. Juli 1612 sich willfährig gezeigt habe, die Forderungen der Bürger, so weit thunlich, zu bewilligen, daß ein Ausschuß der Bürgerschaft gewählt worden sei, um sich mit dem alten Rathe über die streitigen Punkte zu vereinigen und daß nicht auf dem Wege der gewaltthätigen Selbsthilfe, sondern durch das ernannte Schiedsgericht eine glückliche Lösung der Sache erreicht werden könne. Er machte noch besonders darauf aufmerksam, daß der Rath bei wesentlichen Veränderungen der Verfassung nicht einmal in allen Punkten frei handeln könne, sondern an die kaiserliche Genehmigung gebunden sei, daher nur mit sorgfältiger Prüfung solche Bewilligungen eintreten lassen könne, die in den Bedürfnissen der Gesammtheit liegen; sowie daß weitere Bewilligungen in naher Aussicht ständen und man die Zeit der Reife in Geduld und mit Vertrauen abzuwarten habe.

Alle diese Gründe waren nicht vermögend, den eisernen Willen des Lebküchlers zu beugen. Dieser bestand vielmehr fest darauf, daß diese Bewilligungen nicht aufrichtig gemeint seien, und daß mit Grund zu besorgen wäre, sie würden bei der ersten schicklichen Gelegenheit wieder zurückgenommen werden, indem

man sich auf die Regel stütze, was die Nothwendigkeit abgedrungen, brauche nicht gehalten zu werden. Man müsse daher zur Abstellung von Mißbräuchen gründlich zu Werke gehen und sich nicht damit begnügen, einige Auswüchse abzuschneiden, sondern die Wurzeln förmlich ausgraben, damit sie nicht von Neuem ausschlagen können. „Denn der heutige Tag," sagte er, „ist der wiederkehrende gestrige. Das gegenwärtige Jahr ist eine Wiederherstellung des verflossenen; und die Zeit, wenn sie einen Anlauf gemacht hat, kehrt gerne wieder in die alte Lage zurück, wenn die erste Hitze vorüber und Erschöpfung eingetreten ist."

Während der Syndikus Mindanus mit dem Lebküchler Fettmilch also im Gespräche stand, hatten sich allmählig viele Spaziergänger versammelt, um den Mann in der Nähe zu sehen, der in der vordersten Linie aller Unzufriedenen in der Stadt stand, bereits als Vorkämpfer für die Rechte der Bürgerschaft genannt wurde und sich bei dem ersten Aufstand am 2. Juli 1612 als der kühnste Sprecher unter allen jenen ausgezeichnet hatte, welche den Römer und die Sitzungen des Rathes stürmten und die Herrn desselben zwingen wollten, bessere Gewährschaften des öffentlichen Rechts einzuführen. Dieser Andrang von Neugierigen schien dem Manne des Volkes lästig zu sein. Er entfernte sich aus dem Gewirre und kehrte mit seinen Begleitern in die Stadt zurück.

Neuntes Kapitel.

Die Verbannung aus der Vaterstadt.

In demselben Maaße, wie der racheschnaubende Lebküchler zum Haupte der Volkspartei heranwuchs und förmliche Zusammenkünfte der Unzufriedenen in geheimen Clubbs zu veranstalten wußte, um Herr der Bewegung wider den alten Rath und dessen aristokratischen Anhang zu sein, war er umgeben von verborgenen Wächtern, die alle seine Schritte, seinen Anhang, sogar seine Pläne auf das Genaueste beobachteten und dem Bürgermeister und Rath von allen Pulsschlägen im Volkskörper unterrichteten, die eine vermehrte Aufregung zu verrathen schienen. So zog sich das Netz der Verfolgung immer enger zusammen um den unglücklichen Mann, der nicht stark genug war, ein erlittenes Unrecht zu verschmerzen, wohl aber desto stärker, Rache an Denen zu nehmen, die ihm ein solches zugefügt hatten.

Nicht lange darauf erschien ein Mandat des Rathes, welches Fettmilch wegen Anstiftung von Unruhen alles Frieds und Geleits verlustig erklärte und ihn zugleich aus dem Weichbilde der Stadt Frankfurt auf unbestimmte Zeit verbannte mit dem Zusatze, so er gleichwohl sich darin betreten lassen würde, habe er zu erwarten, an Leib und Leben gestraft zu werden.

Nie war er so heftig erzürnt, als jetzt, wo ihm dieses Mandat in der Rathsstube vorgelesen wurde, denn er hielt es für ein neues Unrecht, welches auf Fortdauer der alten Zustände berechnet zu sein schien. Nie war sein Entschluß fester, eine partheiliche, in Wohlleben und Verprassen der Stadteinkünfte versunkene Regierung zu stürzen, als von diesem Zeitpunkte an, wo die ergriffene Maaßregel gegen ihn den Willen des Rathes zu verrathen schien, die bereits gemachten Bewilligungen wieder zurückzuziehen, und wo er selber wie ein Missethäter seine geliebte Vaterstadt verlassen und meiden sollte. Er zog daher seine Freunde Konrad Schopp, Konrad Gerngroß, Georg Ebel, einen Färber u. A., die ihm mit Leib und Leben ergeben waren, in seinen Plan und beschloß, bis die Zeit der Reise gekommen sein würde, dem ergangenen Mandate nachzuleben und die Stadt zu verlassen. Traurig war sein Abschied von Weib und Kindern, die er tröstete und stärkte, so weit es nach den Umständen möglich war.

So zog er denn, schweigend, aber inneren Grames voll, hinaus aus seiner geliebten Vaterstadt und wanderte zu Fuße auf der rechten Mainseite hinab, versehn mit den nothwendigsten Kleidungsstücken für einen auswärtigen Aufenthalt. Oft blickte er zurück nach den Wällen der Stadt, die sie wie ein grüner Gürtel umgaben, oft hing sein Auge wehmüthig an den Spitzen der Thürme, die im Nebel verschwammen, je weiter er sich entfernte. So kam er nach Höchst, einem lieblichen Städtlein am Main. Dort stand er

eine Zeit lang am Ufer des Flusses, schaute sinnend und gedankenvoll in die Wellen hinein, welche die Ufer seiner Vaterstadt geküßt und es war ihm, als brächten sie ihm scheidende Grüße aus der geliebten Heimath und müßten, gleich ihm, forthüpfend und fortrauschend aller Ruhe an bleibender Stätte verlustig sein. Diese bewegliche, sich selbst überschlagende und immer weiter treibende Welle schien ihm ein Bild seines eignen Lebens zu sein, das zu keiner Ruhe kommen konnte und in immer stärkere Strömungen gerieth. Unter solchen Gedanken setzte er seinen Weg am rechten Ufer des Mains noch eine Zeit lang fort und wendete sich hinter dem Orte Sindlingen nach den bewaldeten Höhen des Taunus, wo die Berge ein wildes, geklüftetes Schlachtfeld vulkanischer Gewalten vor den erstaunten Augen liegen und unbegraben die zersplitterten Riesenknochen des Erdballs aufgehäuft zu sein scheinen.

Zehntes Kapitel.

Die Erscheinung auf dem Falkenstein nebst gottseligen Gesprächen über die Umstände der Zeit.

Wir befinden uns am Ausgange des Ortes Falkenstein, welcher damals churmainzisch war und im Taunus gelegen ist. Nicht weit davon auf einem

Bergkegel erhebt sich die Burg Falkenstein, welche der uralte Stammsitz der Grafen gleiches Namens war, die sich nach alten Urkunden auch zugleich Herrn von Münzeberg nannten, viele Schirmvogteien, Zehnten, Gülten, Wildbanne und sonstige Atzungen in der Wetterau besaßen, auch den Vorzug des kaiserlichen Reichserbkämmereramtes hatten und bis in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts blühten, wo sie sich durch Uebergang in andere Dynastieen verloren. Diese Burg nebst Zubehörungen ist erst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts an das Haus Nassau gekommen und war um die Zeit, in welche unsere Erzählung fällt, verödet, jedoch im Ganzen damals noch ziemlich wohl erhalten. Damals standen noch die hohen Ringmauern mit ihren Spitzthürmen, als Denkmäler des alten byzantinischen Baustyls, und über denselben blickten zwei Hauptthürme von ähnlicher Form stolz und trotzig in die gewundenen Thäler hinein. In dem Flügel, welcher diese beiden Thürme verband, sah man noch die Eigenthümlichkeit jenes Baustyls, nemlich Säulenstellungen mit vollen Halbkreisbogen darüber, besonders an den Fenstern, von denen jedes zwei Bogen hatte, die in der Mitte auf einer Säule ruhten, die das Fenster in zwei Theile schied. Seit mehr als einem Jahrhundert unbewohnt, war die Umgebung verwildert, von Büschen und Bäumen überwachsen, des einsamen Schuhu Sitz und Zuflucht.

Es mochten zwei Monate nach Fettmilch's Verbannung aus seiner Vaterstadt verflossen sein und

Niemand wußte, wohin er sich gewendet, da sehen wir außerhalb des Ortes, hart am Wege, welcher schroff zur Burg Falkenstein hinaufführt, ein Häuslein liegen, mit hölzernen Schindeln bedeckt und an den äußeren Wänden gegen Sturm und Wetter beschlagen. Hier wohnt ein geringer Holzhacker, gewöhnlich Rottenmeister genannt, weil er die meisten Holzfällungen in den hohen Forsten übernahm und mit seinen Gesellen ausführte. Mit einer Mütze, die mit Wolfspelz verbrämt ist, mit einem Wamms von grobem Zwilch und dergleichen Hosen bekleidet, die an den Beinen hinunter auf den äußeren Seiten zum Auf- und Zuknöpfen mit beinernen Knöpfen besetzt sind, scheint er des rauhen Waldlebens gewohnt zu sein und in der Fülle der Gesundheit jeder Witterung trotzen zu können. Im Hintergrunde seiner Wohnstube und zwar hinter dem, künstlich aus Eichenholz geschnitzten, Bettstuhl sieht man des Rottenmeisters Berufswerkzeuge, die blinkende Holzaxt, die Säge, und verschiedene eiserne Keile, sammt Bastschuhen und einem starken, mit einer eisernen Stachel versehenen, Knotenstock. Sein Eheweib, die Else, eine alte fromme Seele, die in der Schrift lutherischer Uebersetzung wohl zu Hause ist, trägt eine schwarze Sammtmütze, die bis auf die Stirne reicht, daß auch nicht ein Härlein zu sehen ist, sowie ein Mieder von dunkelem Baumwollenzeug, das auf der Brust mit Schnüren zusammengenestelt wird, einen kurzen Rock und Schuhe mit hohen Absätzen, wie sie die Gebirgsbewohner in damaliger Zeit zu tragen pflegten. Es ist ein gottseliges, immer

zufriedenes Ehepaar, das wenig bedarf und wenig begehrt und im Flecken Falkenstein so beliebt, daß die jungen Mädchen häufig des Abends hinaus geh'n, um in der Wohnung des ehrlichen Rottenmeisters Veit den Abendsegen der frommen Else zu hören und alsdann vergnügt die Spindel zu drehen. Es scheint, daß des Rottenmeisters schmucker Sohn, der Martin, nicht ungern geseh'n wird.

So sitzen sie an einem Septemberabend des Jahres 1613 wieder beisammen, als die Nacht in dunkler Majestät von ihrem schwarzen Thron ihren bleiernen Scepter über die schlummernde Welt ausstreckt, als alle Pulse des Lebens stille zu steh'n und die Natur eine Pause zu machen schien; sie sitzen beisammen, während ein Span von der harzigen Fichte einen flimmernden Schein über den Kreis der Spinnerinnen wirft und die Mutter Else nahe bei dem Spane sitzt, das Psalterbuch vor sich aufgeschlagen hält und eine Brille ohne Arme auf die Nase geklemmt hat. Als sie den 33. Psalm laut vorgelesen, sagt sie mit gefalteten Händen: „das walte Gott!“ worauf die Spindeln anfangen, sich in Bewegung zu setzen.

„Mutter!“ sagt jetzt ihr Sohn, der Martin, und blickt dabei eine von den Spinnerinnen, des Drischbauers Tochter, bedeutsam an. „Du magst wohl auch einen besonderen Grund haben, zu sagen: das walte Gott!“

„Wer unter dem Schirm des Allerhöchsten sitzt und unter dem Schatten seiner Flügel wohnt, der

wird wohl bleiben:" entgegnet die Alte bedächtig, indem sie die Augen nach der Decke der Stube erhebt.

„Ich meine nur, daß Du noch etwas anderes im Sinne hättest!" fährt der Martin fort und blickt seine Mutter forschend an.

„Ei freilich, freilich," entgegnet die Else und nimmt den Nasenklemmer ab und steckt ihn in das hölzerne Futteral, welches man „Brillenhäuschen" nannte. „Wir haben alle Ursache, uns dem Schutze Gottes zu befehlen, seitdem es in unserer Gegend nicht mehr richtig ist."

„Mein Six!" schaltet der Rottenmeister ein, der alte Veit: „Du meinst wohl den grünen Jäger, der durch's Gebirge zieht. Nun ja, Else! dann hast Du ganz Recht zu sagen: Herr! wer wird wohnen in deiner Hütte; wer wird bleiben auf deinem heiligen Berge? Der ohne Wandel einhergeht und Recht thut und redet die Wahrheit von Herzen."

„Ich habe den grünen Jäger auch geseh'n:" bemerkt der Hanadam, ein Freund von des Rottenmeisters Sohn, der zugegen war.

„Wie sah er denn aus?" fragen mehrere mit gespannter Neugierde.

„Er hatte eine grüne Kleidung an nach Art der Forstleute, trug eine Flinte, einen Hirschfänger und noch obend'rein einen Gürtel mit zwei Pistolen auf beiden Seiten. Seinen Kopf bedeckte ein breitkrempiger grauer Hut mit einer Feder darauf. So habe

ich ihn über den Kamm des Gebirges nach der Veste Falkenstein schreiten sehen," erklärte der Hanadam.

„Mein Six! das ist er," fällt der Rottenmeister ein: „das ist der geheimnißvolle Jäger, den man seit zwei Monaten im Gebirge sieht. Auch Andere haben ihn geseh'n und gerade so beschrieben. Er hat ein so wildes Anseh'n. Seine Erscheinung hat etwas so Unheimliches."

„Wer er nur sein mag?" fragen mehrere Spinnerinnen und halten ihre Spindeln ein. „Man hört allerlei Gerüchte."

„Richtig," versetzt die Else, des Rottenmeisters Frau und schaut bedächtig im Kreise der Spinnerinnen umher. „Es hat alles seinen Grund. Man sagt, ein Graf Philipp von Falkenstein, der eine schöne Gemahlin, die Lutgart, gehabt haben soll, habe seinen leiblichen Bruder vor undenklichen Zeiten in einem Anfall von Eifersucht auf der Jagd ermordet und müsse nun zur Strafe Gottes als ein Jäger in gewissen Zeiten umgeh'n, bis der Blutbann gelös't sei."

„Mein Six!" bemerkt der alte Rottenmeister lächelnd. „Das Weibsvolk ist immer sehr gläubig und hält alte Geistersagen für Wahrheit. Man sollte den alten gestrengen Herrn in Gott ruhen lassen. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß der grüne Jäger ein churmainzischer Förster ist, der in die Nähe gesetzt worden ist, um den Streifereien der Wildknappen und Holzfrevler Einhalt zu thun."

„Das kann nicht sein," antwortet der Martin:

„weil der geheimnißvolle Jäger menschenscheu ist und allen derartigen Begegnungen ausweicht, was er nicht thun dürfte, wenn er ein wirklicher Förster und Aufseher über die Waldungen wäre. Daher sind die Wildknappen und Forstfrevler ebenso furchtlos, wie vorher. Auch läßt es sich nicht einsehen, warum er Pistolen in einem Gürtel trägt. Mit solchen ist sonst kein Förster bewaffnet. Man darf wohl annehmen, daß es eine ganz andere Bewandtniß mit diesem grünen Jäger hat, der nur von Wenigen geseh'n worden ist, und wie es scheint, nicht geseh'n sein will."

„Er mag sein, wer er will," sagte die Else mit einem andächtigen Seufzer, „so bitten wir Gott, daß er mit uns sei; und das ist der beste Schutz."

„Was sprecht Ihr da, Mutter Else!" ruft die fröhliche Anna, des Kuhhirten Tochter, ein Mädchen von fünfzehn Jahren, indem sie die Schürze vor das Gesicht hält, um das Lachen zu verbergen: „Ihr meint doch wohl nicht, der Jäger sei ein Geist, der sich in einer grünen Kleidung seh'n lasse. Wenn Ihr ihn geseh'n und gesprochen hättet, wie ich, so würdet Ihr eine andere Meinung haben. Erst gestern ist er mir so nahe gekommen, daß ich mich überzeugt habe, er ist ein gar freundlicher Mann, obschon er so fürchterliche Waffen trägt. Ich hütete nemlich die Heerde im Treppichgrunde, da wo der Fliederbach aus dem Hochwald kommt und am Rande der Thalwiese herunterrauscht. Da saß der grüne Jäger oben auf der

Höhe unter einer Buche auf einem vorspringenden Steine und sah nachdenklich herab in das Thal, wo die Heerde stand. Hier geschah es, daß der Zuchtbulle anfing, wild zu werden, mit den Augen stier zu glotzen, mit den Füßen zornig den Grund aufzuscharren und mit den Hörnern im Boden zu wühlen, als wollte er ein Loch in die Erde bohren. Da wurde mir angst, weil das Thier meinem Ringelstecken und meinem Mohr nicht gehorchen wollte, sondern drohend mir entgegenging. Der Schreck überfiel mich und ich rief um Hilfe. Mit einem Satz war der grüne Jäger den Stein herunter, stieg schnell durch das Dickicht herab und eilte mir zu Hilfe, während ich vor dem ergrimmten Thiere bis über den Fliederbach zurückgewichen war. Hurtig nahm er mir den Ringelstecken aus der Hand, ging damit klirrend auf den Bullen los, welcher bei seinem Anblick stutzig wurde, schlug ihm damit so mächtig zwischen die Hörner, daß das Thier umkehrte und seinen Herrn und Meister erkannte. Dann wendete sich der grüne Jäger nach mir um und sagte freundlich: Du mußt keine Furcht haben, liebe Kleine! denn die Furcht vergrößert das Uebel und vermehrt die Gefahr. Ferner fragte er mich: wie ich heiße, ob ich noch Geschwister hätte und wie viel, wem die Heerde gehöre, — — — und als ich alles gesagt hatte, was ich wußte, fragte er auch, ob die Burg Falkenstein bewohnt sei?"

„Das ist's ja eben:" sagt der Rottenmeister und rückte seine Pelzmütze zurecht. „Mein Six! er muß, so zu

sagen, seinen Grund gehabt haben, also zu fragen. Denn das Licht, welches sich öfters in der Nacht im Thurme des Schlosses zeigt und besonders um Mitternacht recht deutlich geseh'n werden kann, wenn die Wälder schwarz stehen und die Dörfer ruh'n, dieses Licht aus einer unbewohnten Veste, die schon viele, viele Jahre verlassen ist, mag doch seine Bedeutung haben. Mein Six, so ganz just ist's damit nicht."

„Hu, wie schauerlich!" sagt die Gesellschaft der Spinnerinnen und rückt ängstlich zusammen.

„Dieses Schloß," entgegnet die Mutter Else, „war schon längst verlassen, als ich noch ein Kind war. Damals spielte ich mit noch anderen Kindern in dem begrasten Hofraum und die Dorfbuben saßen rittlings auf den epheuumrankten Mauern, als hätten sie Rosse unter sich. Aber niemals hat man etwas unheimliches gehört und geseh'n, als bis seit einiger Zeit das geheimnißvolle Licht im Thurme sich gezeigt hat. Der alte Reichserzkämmerer Philipp von Falkenstein, der seinen Bruder erschlagen hat auf der Jagd, soll, wie alte Leute in meiner Jugend gesagt haben, kurz vor Doktor Luthers Zeit sich gezeigt, mit Peitschenknall, Hundegebell, Jagdhörnern durch die Luft gefahren und großen Rumor in der Burg gemacht haben. Seither war's todtenstille darin. Jetzt sind's justement hundert Jahre, daß der wilde Jäger wiederkommt." Und die Mutter Else faltet dabei die Hände und seufzt: „Gott sei bei uns allezeit."

„So viel ist gewiß," entgegnet der Martin, „daß unser Ort deßhalb in großer Besorgniß ist,

weil man glaubt, es gehe wieder etwas Wichtiges vor in der Welt, wie dazumal, als Doktor Luther kam. So meint man, es könne ein schwerer Krieg ausbrechen, weil Kaiser Matthias, wie die Leute sagen, Befehl gegeben habe, eine protestantische Kirche in dem Städchen Klostergraben in der Nähe von Prag niederzureißen und eine andere zu schließen, was nur der Anfang von weiteren Zerstörungen evangelischer Kirchen sei und zu Krieg und Blutvergießen führen könne. So spricht man im Orte und sieht das Licht im Schlosse für eine Meldung schwerer Zeiten an. Daher wagt es niemand, in die Nähe des Schlosses zu kommen. Auch der Nachtwächter will nicht mehr blasen und die Hunde im Orte heulen so ängstlich."

„Ob das Licht von dem grünen Jäger herkommt, weiß man nicht," schaltet der Hanadam ein. „Es kann ja auch der unbekannte Kapuziner in der Burg hausen, der schon mehrmals auf dem Schloßberg gesehen worden ist und den man an seiner braunen Kutte und Kapuze, sowie an dem Stricke, welchen er um den Leib trägt und an den nackten Füßen mit untergebundenen Sohlen sehr leicht unterscheiden kann. Dieser Kapuziner scheint ebenso menschenscheu zu sein, wie der grüne Jäger und schreitet durch die unwegsamsten Pfade über den Kamm des Gebirges nach der Veste zu, wobei man wahrgenommen haben will, daß er immer etwas unter seiner Kutte trage, weil dieselbe über dem Strick um die Hüfte oben hinauf hochaufgebauscht sei."

„Vermuthlich ein Bettelmönch von Mainz,“ lachen die Spinnerinnen, „wie es deren dort so viele giebt, die Allmosen sammeln und Bettelbrod in ihren Kutten tragen.“

„Manche wollen auch annehmen,“ versetzt der alte Rottenmeister, „daß der grüne Jäger und der alte Kapuziner Eins und dasselbe seien und so zu sagen nur eine Verwandlung der Gestalt wären, um die Aufmerksamkeit der Ortsbewohner irre zu leiten.“

„Alle guten Geister loben den Herrn,“ seufzt die Mutter Else, nimmt das hölzerne Brillenhäuschen zur Hand, setzt ihren Nasenklemmer wieder auf und blättert in ihrem Psalterbuch, um eine trostreiche Stelle zu finden.

Es entsteht eine kleine ängstliche Pause, während welcher die Thurmuhr des Ortes Falkenstein eilfe schlägt.

Da fahren die Spinnerinnen ängstlich auf und sagen: „Großer Gott! schon so spät. Wir müssen nach Hause, ehe die unheimliche Stunde der Mitternacht kommt. Wir fürchten uns auch allein zu gehen. Ach, wie der Wind so stark weht. Hört nur, wie er durch die Wipfel der Bäume saus't und durch den Kamin brüllt. Wir müssen heim!“

„Bleibt nur noch!“ versetzt der Martin, des Rottenmeisters Sohn und sucht die ängstlichen Mädchen zu beruhigen, besonders des Drischbauers Töchterlein, auf die er's abgesehen hat. „Wir führen euch nach Hause und ihr habt nicht nöthig euch zu fürchten, wenn wir bei euch sind. Erst wollen wir

abwarten, ob wir nicht das Licht von dem grünen Jäger oder dem alten Kapuziner auf der Veste Falkenstein erblicken."

Durch diese Versicherung lassen sich die furchtsamen Mädchen beruhigen und aufhalten, zumal auch die Neugierde bei ihnen sich geltend macht und der Hänadam, ein Bauernbursche aus Falkenstein neuen Stoff bringt: „Ihr wißt wohl noch nicht," sagt er, „daß auch der Amtmann in Höchst von den geheimnißvollen Schloßbewohnern Kenntniß hat. Denn vor wenigen Tagen hat er eine Untersuchung der Burg angeordnet und zwei Amtsdiener geschickt, um in Gemeinschaft mit dem Schultheiß von Königstein und zwei Obmännern das Schloß durchsuchen zu lassen, ob sich darin etwas Verdächtiges vorfinde. Ich befand mich gerade auf des Drischbauers Acker am Saum des Falkensteiner Forstes, da wo ein Grenzgraben die Forst- und Feldmarke scheidet. Da sah ich die Männer sammt den beiden steifen Amtsdienern des Weges daher kommen, der durch das schattige Dunkel der hohen Bäume nach der Veste Falkenstein hinaufführt und es schien ihnen angenehm zu sein, daß ich mich erbot, mitzugeh'n, weil sie wußten, daß ich um das Schloß herum gut Bescheid weiß, auch besser steigen und klettern kann, als die alten steifen Amtsdiener. So stiegen wir den steilen Weg hinauf am hellen Tage. Als wir an das alte eisenbeschlagene Schloßthor kamen, wollte der Schlüssel nicht passen, den man für den Thorschlüssel hielt. Man mußte in dem mitgebrachten

Gebunde lange suchen und probiren, bis man endlich einen fand, mit großem durchbrochenem Kamm, der aber so sehr von Rost überzogen war, daß man lange zu thun hatte, bis er paßte. Knarrend drehten sich die alten schweren Flügel auf rostiger Angel herum. So gingen wir durch die hochgewölbte Thorhalle, welche von unseren Tritten wiederhallte und oben war alles mit Spinngewebe überzogen. Nun kamen wir in den großen Hofraum, von dem Mutter Else erzählt hat, daß sie schon in ihrer Kindheit mit anderen Kindern darin gespielt hätte. Dieser war ganz mit Grasstengeln und braunem Moos überzogen. Aber man sah deutlich Menschentritte darin. Auch hatten wir an derjenigen Seite, die zum westlichen Thurme führt, einen entsetzlichen Anblick. Wir sahen dort einen großen Blutfleck und daneben ein Messer, an welchem noch Spuren von Blut sichtbar waren. Darob erschraken wir und wagten kaum weiter zu geh'n. Allein der Befehl des Amtmanns von Höchst mußte unsre Furcht überwinden. Als wir in den daran grenzenden Nebenzwinger kamen, um unsere Untersuchung fortzusetzen, fanden wir neue Zeichen, aus denen zu schließen, daß hier eine geheime Stätte von Menschen sei, die das Licht des Tages scheuen. Denn in einer Nische des Flügels, der die beiden Thürme verbindet, sahen wir auf einem herabgestürzten Mauerstück eine Art von Feuerstelle mit verglommener Asche und erstorbenen Kohlen und darüber einen eisernen Dreifuß, worauf ein kleiner rauchgeschwärzter Kessel befindlich war.

Sonst ließ sich nichts entdecken, was von Bedeutung gewesen wäre. Nun suchten wir die Wendeltreppe auf, welche in das Innere des westlichen Thurmes hinaufführt. Aber viele eingefallene Mauerstücke versperrten die ersten Stufen. Nachdem wir unter großen Anstrengungen etliche Steine weggeräumt, gelangten wir zur Wendeltreppe, die eben so dunkel war, daß wir uns an den, mit feuchtem Schimmel bedeckten, Wänden hinauftasten mußten. Etwas hell wurde es wieder, als wir ohngefähr in der Mitte des Thurmes in ein Vorgemach kamen, das mit dem Seitenflügel in Verbindung gestanden zu haben schien, aber nichts enthielt, was unsere Aufmerksamkeit hätte erregen können. So stiegen wir weiter bis in die oberste Kammer unmittelbar unter dem Kamm des Thurmes, weil von hier aus mehrmals das nächtliche Licht geseh'n worden ist. Auch hier war nichts von Bedeutung zu finden. Denn der große eichene Tisch und die darum befindlichen wurmstichigen Stühle mit hohen geschnitzten Lehnen standen schon in unserer Kindheit da und scheinen Ueberreste von Möbeln der ehemaligen Ritter von Falkenstein gewesen zu sein. So stiegen wir denn wieder mit aller Vorsicht herab und wendeten uns links nach den alten unterirdischen Gewölben und Verließen, die aber so verschüttet waren, daß es nicht möglich war, herunterzukommen. Wir mußten uns also begnügen, durch Spalten und Mauerrisse in die dunkle Tiefe zu schauen. Das geringe Dämmerlicht, welches durch den Spalt hinunterfiel, schien den Fuß einer Leiter zu zeigen,

welche an der jenseitigen Mauerwand angelehnt sein mochte und welche möglicher Weise gebraucht werden konnte, in die Tiefe hinabzusteigen. Allein es war nicht möglich, eine Oeffnung zu finden, die von der Spitze der Leiter berührt worden wäre, so sehr war alles verschüttet. Daher ließen wir ab und wendeten uns zur Untersuchung des nördlichen Eckthurms, und dieses mit eben so wenig Erfolg. Denn eine Wendeltreppe hinauf war nicht mehr vorhanden; sie war längst zusammengefallen. Auch nicht ein Hahn hätte da hinauf kommen können. Es hat also die Untersuchung kein anderes Ergebniß gehabt, als daß man nur einen geheimen Aufenthalt von Menschen vermuthen konnte, die unter dem Schleier der Nacht ihr Wesen treiben. Der Bericht darüber ist an das Amt nach Höchst erstattet worden."

So erzählt der Hanadam, während die Spinnerinnen in ängstlicher Spannung kaum zu athmen wagten und ihre Spindeln ruhen ließen.

„Siehst Du, Mutter Else!" unterbricht der alte Rottenmeister die ängstlich stille Pause, „wie wenig Du Recht hast, anzunehmen, daß der alte Brudermörder, der Reichserzkämmerer Philipp von Falkenstein in Gestalt eines Jägers umgehe. Hab's immer gesagt; es ist, so zu sagen, was anderes damit. Es ist, mein Sir, viel eher zu glauben, daß eine Zigeunerbande, die sich im Gebirge umhertreiben soll, ihren geheimen Aufenthalt in der Veste hat!"

„Man wäre dann nicht mehr seines Lebens sicher," bemerkt der Hanadam, indem er sich nach

dem Rottenmeister wendet, „besonders wenn man so einsam wohnt, wie Ihr in dem kleinen Häuslein außerhalb des Ortes. Denn wenn Euch was Schlimmes zustoßen würde, wer wäre dann hurtig zu Eurer Hilfe da?“

„Vor dem Tode ist Niemand sicher, auch mitten in der bevölkertsten Stadt nicht,“ entgegnet der alte Rottenmeister voll sinnigen Ernstes. „Niemand kann sich da, so zu sagen, vertreten lassen, oder einen Einsteher nehmen, wie die Potentaten bei den Werbungen ihrer Kriegsknechte gescheh'n lassen. Da muß Jeder, so zu sagen, selbst daran, und wenn er auch das Handgeld für den Einstand verhundertfachen wollte. Mein Six! da kann auch Keiner den Termin verlängern lassen, wie in der Amtsstube für Geld und gute Worte geschieht, noch viel weniger gegen den Bescheid des Todes appelliren. Wenn die Zeit da ist, muß Jeder dran. Wie unser Förster die Bäume anschlägt mit seinem Forsthammer und zeichnet, die da sollen gefällt werden, so däucht mich, zeichnet auch der Tod durch vorlaufende Krankheiten, Zehrungen und sonstiges Gebreste, diejenigen Opfer, die ihm fallen sollen, wie man an dem kurzen Odem, dem schleichenden Gang und an den hohlen Augen sieht. Wie aber auch außer der Reihe und Ordnung Bäume gefrevelt und über Nacht geholt werden, und oft die jüngsten und schönsten Stämme, so däucht mich, geht es mit dem Absterben so vieler, die schnell und plötzlich verschwinden, und man weiß nicht, wie!“

„Der Rottenmeister versteht sein Handwerk!“ lacht der Hanadam vergnügt und tritt an das Fenster, um in die nächtliche Stille hinauszuschauen nach der Bergveste hinauf, die von den nächtlichen Schatten umhüllt war. Plötzlich wendet er sich um und ruft: „Das Licht erscheint wieder, das verhängnißvolle Licht!“

Alle Anwesenden springen bei diesen Worten auf und eilen an die Fenster. „Es ist so!“ rufen sie voll Verwunderung; „Man sieht es deutlich, das Licht, wie es herunterflimmert in das Thal. Wie goldne, lang und fein gesponnene Fäden sehen die Strahlen aus und zittern durch die Wipfel der Bäume.“

„Mein Six!“ fügt der Rottenmeister hinzu, „so zu sagen, scheint das Licht nicht oben im Thurme, sondern außerhalb der Ringmauer zu sein und zwar justement an derjenigen Stelle, wo der Weg in der Richtung vom Altking herführt.“

„Ihr habt Recht, Rottenmeister!“ sagen die Spinnerinnen „und gerade an der Stelle, wo vor einiger Zeit ein Stück von der Burgmauer mit mächtigem Geprassel eingestürzt ist.“

„Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöthen, die uns getroffen haben,“ seufzt die Mutter Else und faltet die Hände zum Gebet.

„Das ist der rechte Glaube:“ entgegnet der Rottenmeister und wendet sich nach seinem Eheweib um, die am Tische vor dem aufgeschlagenen Psalter=

buch sitzt; „und wenn deine Gebete zum Himmel aufsteigen, Else! so brauchen sie, so zu sagen, keine Stiege und keine Leiter. Auch däucht mich, versteht unser Herrgott im Himmel alle Gebete in den mancherlei Sprachen der Welt und braucht, so zu sagen, keinen Dolmetscher und keinen beeidigten Uebersetzer; daher das Bibelbuch sagt: daß er auch die Gedanken von ferne versteht.“

„So haben wir auch in der Schule vom alten Einloft gelernt,“ sagen die Spinnerinnen, „und daß wir des Gebetes nimmer vergessen, die Gedanken aber an Worte binden sollen, wie man den Weinstock an den Pfahl bindet, damit er richtig steht.“

„Mein Six! da hat der alte Einloft Recht gehabt:“ entgegnet der Rottenmeister und wirft einen prüfenden Blick über die Spinnerinnen, die an den Fenstern gruppirt sind. „Er hat die Jugend was Rechts gelehrt: der alte Einloft, Gott hab' ihn selig. Allein das junge ledige Volk schäkert und dahlt; und wenn es vor dem Gebetbuch sitzt, schielen die Augen darüber hinaus, oder es blättert aus langer Weile darin, oder — — — “

In seinem Tadel wird der Rottenmeister dadurch unterbrochen, daß sein Sohn Martin plötzlich ausruft: „Ei, seht doch, das Licht in der Veste ist nicht das einzige, welches sichtbar ist. Ein zweites zeigt sich in der Richtung vom Altking her und scheint sich dem ersten zu nähern; was das nur bedeuten mag?“ Dabei weist er mit dem Zeigefinger nach der beschriebenen Richtung hin.

Die Blicke aller Anwesenden folgen unwillkürlich dem Zeigefinger des Martin und sie gewahren auch in der That einen kleinen lichten Punkt, der sich auf der rechten Seite der Veste in ziemlicher Ferne auf einer Höhe zeigt, näher zu kommen scheint, bald in des Waldes Dickicht verschwindet, bald wieder zum Vorschein kommt, und immer deutlicher erkannt werden kann, wo die mit jungen Setzlingen bedeckten Waldblößen dem Gesichtskreis einen freien Raum gestatten. So wandelt der Lichtschimmer durch einen kleinen Thaleinschnitt, wo man den Widerschein desselben dann und wann an den Spitzen der Bäume sieht, deren Blätter Goldstaub zu tragen scheinen, verliert sich alsdann hinter einem Vorsprung des Gebirges, welcher jäh in das Thal hinabstürzt, kommt auf der anderen Seite wieder zum Vorschein und bewegt sich den Weg zur Veste hinauf, wo das andere Licht inzwischen einen wartenden Standpunkt eingenommen zu haben scheint. Nun aber setzt sich dieses in Bewegung, schreitet dem ankommenden Lichtschein entgegen, steht einige Augenblicke beim Zusammentreffen und kehrt mit demselben vereinigt nach der Veste zurück. Bald darauf sieht man den Schein der Lichter verschwinden.

Alles dieses haben die, in des Rottenmeisters Veit Häuslein vor dem Orte Falkenstein versammelten, Bursche und Spinnerinnen wohl mit angeseh'n und darüber allerhand Gedanken und Vermuthungen ausgesprochen, die eine geraume Zeit hindurch im Orte als Volkssage geherrscht haben.

Eilftes Kapitel.

Der geheimnißvolle Todtenwagen.

Einige Wochen später begannen die Holzfällungen in den Hochwäldern des Falkensteiner Gebietes, zu welchen der alte Rottenmeister Veit mit seinem Sohne Martin und den übrigen Gehilfen bestellt wurde. Es war diejenige Zeit, wo die Feldarbeit ruhte und wo für das Bedürfniß des nahenden Winters zu sorgen war. Da sah man nicht mehr, wie in der schönen Jahreszeit, über den blauen Höhenzügen und Einkerbungen des Taunus des Himmels schwebende Wolken in zauberhaften Gestalten, bald Gebirge vorstellend mit tiefen Abgründen und blendend weißen Gletschern, bald vielzackige Wolkeninseln formirend, die im blauen Aethermeere schwimmen, und dunkle Seespiegel, überhaucht vom Rosenlicht des jungen Tages und vom Purpur des Abends, gleich einem Zaubergemälde auf blauem Aethergrunde. Man sah vielmehr die emporstrebenden Bergkegel, von einer allmächtigen Hand bis in die lichtblaue Ferne übereinandergethürmt, die aus dunkeln Wäldern hervorragenden domartigen Kuppen, bedeckt von Steinriesen und Klippen, an welchen das gelbgrüne Moos und die mit Haften versehene einsame Flechte hinaufkriecht, die ganze staffelförmig gebaute und ineinander geschobene, von Schluchten und Gebirgssätteln unterbrochene tiefblaue Kette allmälig in ein feuchtes, dü-

steres Grau gehüllt, und weißliche Nebel sich aufrollen aus den Thälern und sich um die Stirnen und Zinnen der Bergvesten lagern, während aus dem röthlich-grauen Ueberzug der entlaubten Hochwälder und jungen Schläge nur noch das ewig bleibende dunkle Grün der Nadelhölzer in einzelnen Gruppirungen hervorstach und die ganze Natur ihrem winterlichen Sabbath entgegen zu harren schien.

Um diese Zeit war's, daß der alte Rottenmeister Veit mit seinen Gehilfen den Treppichgrund hinaufstieg, an welchen der zur Holzfällung bestimmte Walddistrikt sich anlehnt, wobei sie die blankgeschliffenen Aexte, die neu geschärfte Säge, die eisernen Keile und alle übrigen erforderlichen Werkzeuge trugen. Rings um sie war der Finken fröhlicher Schlag, der Amseln und Drosseln heiterer Gesang, der Rothkehlchen und Nachtigallen melodisches Lied verstummt. Nur den Baumläufer sah man noch beschäftigt, mit seinem feinen, bogenförmig gekrümmten Schnabel aus den Ritzen der Bäume Insektenlarven und deren Eier hervorzuholen. Nur das Hacken des Spechtes in den Rinden der Bäume hörte man noch, und den einförmigen Schrei der, in hohlen Bäumen nistenden Käuzchen, sowie der aufgescheuchten Habichte und Gabelweihen, die mit mächtigem Flügelschlag sich in die Luft erhoben, sobald Menschentritte naheten. Dies war das einzige Lebenszeichen der in den Waldrevieren herrschenden Einöden.

An der angewiesenen Stelle begann die Arbeit mit Fleiß, Geschick und Kraft. Unter den Axthie-

ben flogen die Späne, brachen riesige Bäume zusammen, wurden die Aeste zu Reisholz gemacht und die Stämme nach dem Längenmaaß in Stücke zerlegt, um als Spalten unter ein Klaftergestell gebracht zu werden. Auch glimmte neben dem Fällungsplatz nach der Gewohnheit ein Feuer, das die Holzhauer angezündet hatten und fleißig unterhielten, um sich in einem, darüber stehenden Kessel ihr dürftiges Mahl zu bereiten, weil ihnen der Weg in den Ort zu viel Zeit weggenommen hätte. Unter diesen Beschäftigungen verflossen einige Tage, während welcher die feuchten Nebel und das Farbenspiel der, durch wässerige Wolken brechenden Lichtstrahlen allmälig einer hellen, ziemlich kalten Witterung wichen, und ein heller Reif wie ein silbergestickter Teppich die Erde zu bedecken und sich an den Zweigen der Bäume wie blitzende Diamanten zu bilden begann. Da war das Werk des Rottenmeisters schon ziemlich weit vorangerückt und es stand schon eine Reihe von aufgesetzten, und mit Nummern von Rothstein bezeichneten, Klaftern zur Abfuhr bereit, als eines Abends in der ersten Advventswoche des Jahres 1613, nachdem schon die Sonne im Westen untergegangen war und der volle Mond über den bewaldeten Höhen stand, dessen bleicher Schein durch die Büsche schlich und dessen Zauberbild der, den Treppichgrund hinabrauschende, Fliederbach, wie in einem Spiegel aufgefangen, auf murmelnder Welle schaukeln und zurückleuchten ließ, der alte Rottenmeister Veit plötzlich die Axt sinken ließ, womit er zum Beschluß des Tagewerkes noch einen

knorrigen Stamm spalten wollte, mit der Hand auf einen hohen Bergrücken hinaufwies, der zur Burg Falkenstein führte und hastig zu seinen Gehilfen sagte: „Ei seht da, den Jäger, welchen unser Ort so sehr fürchtet. Mein Six! er ist's, der grüne Jäger, und wenn ich recht sehe, so hat er auch seinen Trabanten bei sich, den Kapuziner in der braunen Kutte, von dem die Leute in unserem Orte sagen, er sei ein Bettelmönch von Mainz, der es vorzieht, lieber Almosen zu sammeln, als sich so zu sagen Schwielen in den Händen zu arbeiten. Man kann sie, mein Six, hinter den Baumstämmen im Mondschein genau unterscheiden."

Bei diesen Worten eilten die übrigen Gesellen schnell herbei und traten in eine Waldschneiße, die zur angedeuteten Höhe hinaufführt: „Ihr habt recht geseh'n, Rottenmeister!" sagten die Andern und strengten ihre Augen an, durch den Mondschein bis zur Höhe emporzudringen. „Ohnerachtet Ihr ein guter Sechsziger seid, habt Ihr Augen, die so hell sind, wie der Springquell im obersten Treppichgrund. Sonst würden dieselben nimmer so weit gereicht haben, obschon der Mondschein fast so hell ist, wie am Tage."

„Das ist wahr," entgegnete ein Anderer, „und es scheint, die beiden Schreckgestalten haben immer noch ihre Herberge auf der Veste Falkenstein, wo sie nur des Nachts sich aufhalten können, weil sie bei Tag leicht erkannt und gestört werden könnten. Denn nur des Nachts sieht man bisweilen ein räthselhaftes

Licht, das sich häufig unruhig in der Veste herumzubewegen scheint, als wär's ein Irrwisch."

„Was es doch nur für eine Bewandniß damit haben mag," bemerkte ein dritter Holzhauer. „Keiner kann etwas Gewisses darüber sagen, oder auch nur wahrscheinlich machen. Denn daß der abgeschiedene Geist eines alten Ritters von Falkenstein umgehe im Schlosse und seinen Burgpfaffen in Gestalt eines Kapuziners bei sich habe, glaube ich nimmermehr. Etwas Anderes liegt dahinter. Daher wagt es auch keiner mehr in die Nähe des Schlosses zu kommen. Selbst der Nachtwächter in unserem Orte weigert sich, des Nachts die Straßen zu begehen.

„Und so ein Kapuziner däucht mich, sei immer das leibhaftige Conterfei von Müssiggang und Wohlleben," versetzte der alte Rottenmeister, indem er einige Schritte rückwärts nach der Feuerstelle ging, um nach dem aufgestellten Kessel zu sehen und noch etwas Holz nachzuschüren. „Man denkt sich immer, mein Six, fette Bäuche, purpurrothe Gesichter und weiße, weiche Hände, woran keine Schwiele und kein Sommerfleck zu sehen ist, wenn man von Mönchen redet, die doch in der Welt zu gar nichts taugen, als leidige Gebetsmühlen zu sein. Denen sollte man das Grabscheit oder die Holzaxt in die Hände geben, wie wir es uns müssen gefallen lassen, dem Bibelspruch nachzuleben: im Schweiße Deines Angesichts sollst du dein Brod essen; aber es ist nimmer gesagt: du sollst im Müssiggang dein Bettelbrod essen. — Mein Six! daran hätte ich keinen Gefallen."

So ging die Rede über den Jäger und Kapuziner fort, wobei die Holzhauer noch allerhand Sagen und Vermuthungen vorbrachten, bis die beiden Gestalten in der Gegend des Schlosses verschwanden. Darauf kehrten sie zurück, um ihre Arbeit zu vollenden, und als sie damit fertig geworden und im Mondschein ein nebelförmiger kalter Duft die Berge und Wälder überhauchte, nahmen die Holzhauer ihre Werkzeuge und schritten auf einem nahen Seitenpfade dem Orte zu, der unten im Thale gelegen und vom Mondscheine beleuchtet war, so daß man die aufsteigenden blauen Rauchsäulen noch deutlich unterscheiden konnte.

Nur der Rottenmeister Veit wollte noch, ehe er heimkehrte, einige zu Werkholz bestimmte Bäume auf der Höhe in Augenschein nehmen und schritt daher auf einem schmalen Fußpfade durch einen jungen Buchenschlag empor. So kam er in die Nähe der alten Beste, deren graues Gemäuer im Mondlicht sichtbar wurde und deren äußere Ringmauern von dunklem Gebüsch umgeben waren. Hier blieb er steh'n, weil es ihm schien, als habe er Fußtritte gehört. War es vielleicht der Wind, der durch die Büsche und fahlen Blätter rauschte, oder das scheue Wild, das aufgescheucht von einsamer Lagerstätte davon floh. Genug, er lauschte, vermochte aber keine Ursache dieses Geräusches zu entdecken. Leise schlich er um das Gemäuer herum nach der vorderen Seite des Schlosses und hier war es ihm, als berührten Menschenstimmen sein Ohr. Leise schlich er dem vernehmbaren Schalle nach und glaubte nun den grünen Jäger und

Kapuziner im Mondschein unterscheiden zu können, welche beide unter der überbauten Thorhalle standen und in einem halblauten Gespräche begriffen waren, das aber in der Stille der Nacht vom Rottenmeister Veit hinter einem Mauervorsprung in der Nähe der Sprechenden sehr wohl aufgefaßt wurde.

„O Georg!" sagte der Jäger zu dem Kapuziner: „Schon seit mehr als drei Monden hause ich hier in diesem öden Gemäuer und ein hartes Geschick schwebt über meiner Ruhe, wie ein schwarzer Rabe, der zugleich ein Raubvogel und ein Unglücksbote ist. Ich klage mein Leid den kalten Mauern, den dunklen Gewölben und Verließen und ein hohler Raum gibt meine klagende Stimme zurück. Warum muß ich die Stätte meiden, wo des Kindes Wiege, wo des Mannes Tisch gestanden hat; wo die Theuren wohnen, deren Angesicht ich nicht sehen darf; warum muß ich ein Flüchtling sein, ohne Heimath und Ruhestätte, verbannt aus der Stadt meiner Väter und entbehrend des gewohnten Umgangs derer, die ich liebe und von denen ich glaube, wieder geliebt zu sein?"

„Sei nur ruhig, Vincenz! nur getrost," entgegnete der Kapuziner. „Diese Tage der Trübsal und Schmach werden vorübergeh'n, wie dunkle Wetterwolken dem Lichte der Sonne weichen müssen. Eines Tages wirst Du wiederkehren dürfen in den Schooß Deiner Familie und in den Kreis Deiner Freunde, die um Deine Verbannung herzlich Leid tragen und Dich bald wiederzusehen hoffen."

„Deine Sprache ist wohlgemeint, Georg! und ein Zeichen der aufopfernden Freundschaft, die Du zu mir trägst und in den Tagen meiner Verbannung so eifrig bewiesen hast. Dafür sei Dir mein bester Dank gesagt, besonders für die treue Sorgfalt, womit Du mir alles zugetragen, dessen ich in dieser Einöde bedarf. Allein ich kann Dir nicht verhehlen, daß ich schwachen Glauben an die Tage meiner Rechtfertigung habe, weil die Begriffe und Handhabungen des Rechts gar sehr von Standesvorurtheilen und Leidenschaften abhängig sind und diejenigen, welche die Gewalt in Händen haben, niemals mit einem begangenen Unrecht sich belastet sehen wollen. Es ist ein eigenes Ding mit dem Recht. Es wird geglättet, oder in Falten gelegt wie Wäsche; gerupft, wie die fetten Gänse und gezupft wie Charpie. Und nirgends steht es schlimmer damit, als wenn die Vorrechte der Geburt, das Anseh'n des Reichthums und Bestechungen Einfluß darauf haben und es wie ein Blatt Papier umkehren. Du weißt, Georg! daß ich hierin aus Erfahrung spreche."

„Wohl weiß ich das, Vincenz! und beklage diese Lage der Dinge, die mehr als jemals einer Verbesserung bedarf."

„Ach, Georg! alle Empfindungen des erlittenen Unrechts liegen wie glühende Kohlen in meiner Brust und verscheuchen daraus alle meine Ruhe. So ist sie gewichen, diese selige Gemüthsruhe, aus meinem Leben, flieht von meinem nächtlichen Lager und wird wohl nimmer wiederkehren in meine bekümmerte Seele.

Nur im Tode ist Ruhe. — Schau' hinab, Georg! in das zu unsern Füßen liegende, vom Mondschein überglänzte Thal. Dort in einem länglichen Quadrat, von einer geschnittenen Hecke umgeben, und hart am Fuße der uns gegenüber aufsteigenden Höhe liegt der Gottesacker von Falkenstein und sein Anblick erfüllt mich immer mit süßen wehmüthigen Schauern und mit dem Gedanken: im Grabe ist Ruhe! — — Schau' hinüber in die weite erhabene Gebirgswelt, die uns hier umgiebt, in diese unter einander geschobenen, über einander gethürmten Kuppen und Kegel, die ihre Scheitel in den Mondschein tauchen, in diese stillen Wälder, die in dunkeln Streifen sich in die Ferne verlieren; in diese Thäler und Abgründe, die als schwarze Schatten aufsteigen: wie ruhig liegen sie da, wie friedlich stehen die Berge, die Bäume, die Felsen neben einander. Nur in der Menschenwelt fehlt diese Ruhe. — Ach, Georg! so lange ich lebe, so lange diese Pulse meines Herzens schlagen, kann ich nicht mehr zu dieser seligen Gemüthsruhe kommen, fühle ich einen inneren, unwiderstehlichen Drang, für erlittenes Unrecht Rache zu nehmen und damit auch Anderen einen Dienst zu erzeigen. Es ist mir, als ob ein Pfeil mit Widerhaken in meiner Brust sitze und sich nicht herausziehen lasse, ohne die Wunde noch tiefer und tödtlicher zu reißen. Und so brüte ich hin in dem schauerlichen Verließe dieser alten Veste, umgeben von Kröten und Unken, die in Mauerspalten sitzen, und wach erhalten durch das Geschrei der Käuzchen, die im Thurme nisten."

„Ach, Vincenz! Du leidest viel für eine gerechte Sache, wie alle Deine Freunde wissen; und es müsse Dir ein Trost sein, in ihrem Herzen eine Stätte der Liebe und Achtung zu haben, die Dir von Andern versagt worden ist.“

„Da hast Du den rechten Punkt getroffen, Georg! Das Bewußtsein, das Gute gewollt zu haben, hat mich in die Verbannung begleitet und mich alle Schmach standhaft ertragen lassen. Aber oft frage ich mich selbst: warum muß so viel Unrecht in der Welt sein: warum müssen Menschen, die des Fluches würdig sind, so viele Macht in Händen haben, andern zu schaden: warum muß die gerechte Sache so oft unterliegen! Und wenn ich mir diese Frage beantworten will, stockt mir der Athem, versagt mir die Stimme das tröstliche Wort, klopft es wie ein Hammer wider meine Brust; und ich kann nicht, Georg! ich kann mich nicht darein finden. Alles, was in mir ist, empört sich wider den Gedanken: es ist eine Welt voll Ungerechtigkeit.“

„Ich verstehe Dich wohl, Vincenz! aber — — —“

„Kein Aber, Georg! Es reiben sich Wolken an Wolken. Es stehen Thiergeschlechter wider einander in ewigem Kampfe, gestützt auf das Recht des Stärkeren. Es kämpfen die Menschen auf dem Schlachtfelde mit blanken Waffen, in der gelehrten Welt mit Schriften und beißenden Satyren, im Volksrathe mit Reden und heftigen Donnerworten, oft nur um das gute Recht zu unterdrücken. Da giebt es Wunden, die nie geheilt; Wünsche, die nie erreicht; Leidenschaf-

ten, die nie gestillt; Lebenslagen, die nie verbessert werden können. — Nur im Tode ist Ruhe! — Es giebt einen innern Schmerz, wo der Seele Resonanzboden einen Sprung hat, keine Saite mehr die Stimmung hält und beim Anschlagen der Tasten schreiende Mißtöne erklingen läßt. So ist's in mir, Georg! und die Wunde, welche mir eine feile Justiz und ein elender Junker geschlagen, eitert in der Brust, und kein Pflaster wird sie heilen; sie eitert zum Tode. Des Nachts ruhe ich auf einem Lager von Dornen und Nesseln und wenn ich des Tages wandle, brennen mir die Fußsohlen, als schritte ich über einen glühenden, von der Hitze aufgerissenen Boden. Und in meinem Gehirne! — — ach Du wirst lächeln, Georg! wenn ich dieses Gefühl mit einem Küchlein vergleiche, das im Ei verschlossen liegt und zur Ausbildung gelangt, an der Schale klopft und pickt und arbeitet, um sie zu durchbrechen und an das freie Licht zu steigen. So arbeiten und klopfen die Gedanken, um sich Bahn zu brechen hinaus in die Freiheit, hinauf zum Licht und zu besseren Rechtszuständen!"

„Es scheint, Vincenz! Dein Gemüth ist schwermüthig geworden; aber das ziemt sich nicht für einen Mann, der für Wahrheit und Recht schon so muthig gestritten hat, sich jetzt in dieser Einöde melancholischen Betrachtungen zu überlassen."

„Du thust mir Unrecht, Georg! wenn Du mir solche Schwachheit beileg'st. Ich meine, Du solltest mich besser kennen, daß ich wenig geeigenschaftet bin,

in willenloser Ergebung und in weinerlichem Tone den trotzigen Gewalten der Menschen und den geheimen Mächten des Schicksals stille zu halten, — ein duldender Bruder und ein Leidensheld in einer Schicksalstragödie, der in stummer Unterwürfigkeit den Zorn der Götter zu versöhnen sucht und sich dem blinden Walten der Geschicke überläßt, ohne Widerstand zu leisten. O nein! Georg! diese kleinmüthige Seele habe ich nicht. Wer mich kennt, wird mich von solcher Schwachheit freisprechen und ich denke, Du könntest, sammt allen Gleichgesinnten, schon längst zu dieser Ueberzeugung gekommen sein. Vielmehr halte ich dafür, daß es viel rühmlicher und der wahren Menschenwürde entsprechender sei, erst muthig für Licht und Recht wider finstere Gewalten zu kämpfen und dann mit dem Bewußtsein unterzugeh'n, das Bessere gewollt zu haben. So starben alle Heldenseelen nach dem Zeugnisse der Geschichte. Sie sahen am Kreuz, auf dem Holzstoß oder auf dem Blutgerüste ihrer Asche oder Blutsaat die Keime einer besseren Zeit entsprießen. Auch wir Georg! auch wir müssen diesen frischen Muth, diese Opferfreudigkeit haben, wenn wir zu dem längstersehnten Ziele gelangen wollen, bessere Rechtszustände zurückzuführen und alle Hindernisse dieser besseren Zeit, namentlich einen übermüthigen und in Wohlleben versunkenen Rath, zu stürzen."

Diese letzten Worte sprach der Jäger mit so gedämpfter Stimme, daß der Rottenmeister Veit hinter seinem Mauervorsprung nichts davon verstehen konnte.

Auch trat eine Pause ein, da der Kapuziner nachdenklich geworden zu sein schien.

Bald darauf wurde die Stimme des grünen Jägers wieder vernehmbar. „Die Zeiten," sagte er, „sind noch nicht lange vorüber, da die Ritter und Wegelagerer mit ihren Reisigen und Untersassen hinter den Büschen lagen, die einsamen Wanderer und die zur Messe ziehenden Kaufleute überfielen, und ihnen Alles abnahmen, was sie an Geld und Waaren bei sich hatten. So hat der Stärkere den Schwächeren verschlungen. Dagegen ist es jetzt an der Tagesordnung, daß der Reiche den Armen verschlingt, aus seiner Noth Gewinn zieht, ihn von sich abhängig und zinsbar' macht. — — Du verstehst mich, Georg! Wenn das Gleichgewicht der Luft aufgehoben wird, so giebt es einen Sturm, welcher durch Schwingungen und Brandungen der Luftwellen zu einem Orkane wird, Wälder zerknickt, wie Strohhalme und Dächer abdeckt, wie Hüte und Mützen von den Köpfen. Denn die Natur macht überall Anstrengungen, das aufgehobene Gleichgewicht wiederherzustellen. Ebenso verhält es sich in der Menschenwelt. Wo das Gleichgewicht der Stände aufgehoben ist; wo diejenigen, welche durch den Zufall der Geburt und des Glücks in den Besitz von Macht und Reichthum gekommen sind und solche Dinge als Mittel gebrauchen, ihre Rechte zum Nachtheil Anderer immer weiter auszudehnen und ihre Schätze zur Bestreitung des täglichen Wohllebens zu vermehren; wo die reichen Herrn vorzugsweise im Rathe sitzen und Gesetze machen

zu ihrem Vortheil, die Armen aber durch Gesetze regiert werden sollen, ohne daß diese Letztern etwas dabei mitzusprechen haben; ob sie schon am besten wissen müssen, wie es um's Gehorchen ist; wo es so weit gekommen ist, daß die regierenden Herrn mit gewerbsklugen Juden im geheimen Bunde stehen und die städtischen Einkünfte zu verkleideten Wuchergeschäften mißbrauchen, während sie selbst, diese regierenden Herren, in ihren Marmorsälen bei geschliffenen Flaschen und funkelnden Pokalen sitzen, auf silbernen Tellern köstliches Backwerk herumreichen lassen, die Tänzerin mit dem Seidenfüßchen, die Sängerin mit der Nachtigallenstimme, welche vor ihren Ohren Triller schlägt, mit Blumen und Ehrengeschenken überschütten; von Pfeifern, Lautenschlägern und Paukenmeistern sich die Ohren kitzeln, von schöngeschmückten Tafelherolden und Mundschenken sich kredenzen lassen und sich daher für mehr und besser halten, als den fleißigen Bürger und Handwerker, dessen Schweiß sie an sich ziehen und verprassen; den Armen aber, der mit Bastschuhen kommt, mit trotzig aufgeworfenen Lippen anhauchen und vor die Thüre weisen: ach, Georg! da ist ein Bruch unvermeidlich. — Warum soll ein Mensch vor der Thür eines Mächtigen wie ein Hund winseln? Warum soll er um sein Recht betteln, welches doch, wie Luft und Wasser, für alle gleich ist und sich nicht im Alleinbesitz von hochfrisirten Limburgern und Frauensteinern befinden kann. Wenn aber diese ihre Verblendung so weit treiben, daß sie die Bürgerschaft für Lastthiere der Kabinets-

herren und Paradehelden ansehen, dann mögen sie nicht vergessen, wie leicht ein Lastthier wild werden und ausbrechen kann, wenn es von Schnaken und Bremsen gestochen wird. Gewiß wird man sich solcher stechenden Insekten mit blanken Harnischen zu erwehren suchen, die nur zur Plage für Andere da sind."

„Gewiß hast Du Recht, Vincenz!" bemerkte der Kapuziner: „aber ich fürchte, von unserem Vorhaben wird man sagen, ein Teufel treibe den andern aus."

„Eine solche Furcht, Georg! ist kleinmüthig," versetzte der geheimnißvolle Jäger mit gehobener Stimme, „und ich möchte mich lieber von einseitigen Schwachköpfen den Beelzebub, den obersten der Teufel, nennen lassen, als von einem Vorhaben abstehen, das ich für eine öffentliche Wohlthat ansehe und zu dessen Ausführung dämonische Gewalten erforderlich sind. Lieber untergeh'n, Georg! lieber Gut und Leben opfern, als Zustände fortdauern lassen, worin alle Lebensbedingungen fehlen."

Allmälig ging das Gespräch der geheimnißvollen Männer in leises Flüstern über, so daß der versteckte Rottenmeister alle seine Aufmerksamkeit vergeblich anstrengte, nur noch einen Laut aufzufassen. Aus Allem, was der Rottenmeister gehört hatte, schien ihm hervorzugehen, daß es sich hier um Dinge handle, die von Wichtigkeit, jedoch in den Schleier des Geheimnisses gehüllt seien und in deren Zusammenhang sich eine klare Einsicht nicht gewinnen lasse. Gerade diejenigen Theile des Gespräches, aus welchen sich ein näheres Licht hätte schöpfen lassen, waren aber

so leise gehalten worden, daß sie wie das Flüstern des Abendwindes ungehört verloren gingen. So stand er noch eine Zeitlang in seinem Versteck lauschend da, bis er auch kein Flüstern mehr hörte und daraus entnahm, wie die beiden geheimnißvollen Männer, der Jäger und Kapuziner, sich entfernt haben mußten. Eben reckte er leise den Kopf über den Mauervorsprung, hinter welchem er seine Stellung hatte, um sich zu überzeugen, wohin die Männer gekommen seien, eben sendete er seine Blicke nach der Thorhalle, wo dieselben gestanden hatten, jetzt aber in der That verschwunden waren, als ihn ein neues Geräusch bewog, sich hinter dem Mauervorsprung zu verbergen.

Es kam ihm nämlich vor, als höre er Pferdegetrappel, welches aus dem Hohlweg drang, der sich nach der Veste öffnet. Die Stille der Nacht, die reine helle Luft trugen ihm dieses Geräusch deutlich zu den Ohren. Auch glaubte er das eigenthümliche Knarren eines Wagens zu vernehmen. Seine Spannung wuchs von Minute zu Minute, je näher das Geräusch kam. Endlich wurden zwei schwarz behangene Pferde sichtbar, die aus dem Hohlweg heraufstiegen. Hinter denselben erschien ein Wagen mit einem schwarz ausgeschlagenen Trauergerüste, welcher die Gestalt eines Leichenwagens hatte, und auf dem Bocke desselben saßen zwei vermummte, in Trauermäntel gehüllte Männer, von welchen der Eine die Zügel führte. Der Mond stand hell und klar am wolkenlosen Himmel und ließ sein Silberlicht um

die Mauern der Veste, sowie durch die Büsche und Bäume spielen, so daß die Umgebung der Burg beleuchtet war. Jetzt ließ sich einigemal hintereinander das Klatschen der Peitsche hören, worauf ein gellender Pfiff aus dem Innern der Veste als Antwort folgte und ein Einverständniß zu verrathen schien. Neugierde und Grausen wechselten in der Seele des verborgenen Zuschauers ab, als er sah, wie der Leichenwagen bis vor die Thorhalle der Veste fuhr, dort umwendete und stille hielt, wie die eisenbeschlagene Pforte von innen aufging, der Kapuziner hervortrat und dem Leichenwagen entgegenging; wie Einer von den vermummten Männern, welche lange Trauermäntel trugen, herabsprang vom Bocke, da sie gesessen, während der Andere sitzen blieb und die Zügel der Pferde in den Händen behielt; und wie hierauf beide, der Kapuziner und der Fremde, durch die geöffnete Pforte im Innern der Veste verschwanden. Vollends aber wurde der verborgene Rottenmeister starr vor Furcht und Beben und es überlief ein eiskalter Schauder alle seine Gebeine, als er im hellen Mondschein gewahr wurde, wie der Kapuziner und der Fremde bald darauf zurückkehrten, einen Sarg trugen, in welchem, da er noch nicht geschlossen war, eine leichenähnliche Menschengestalt sichtbar wurde, hierauf den Sarg in eine verschließbare Oeffnung des Trauergerüstes einschoben, den Deckel des Sarges beifügten, die Thüre der Oeffnung verschlossen und, nachdem sie auch die Eisenpforte der Veste sorgfältig verschlossen und den Schlüssel abgezogen hatten,

auf dem Bocke des Wagens neben dem vermummten Führer Platz nahmen, worauf die Leichenfahrt in denselben Hohlweg zurückging, durch welchen sie herauf gekommen war.

Während des ganzen Auftrittes wurde von den Vermummten kein Wort gesprochen, nicht einmal ein Laut kund gethan und die feierliche Stille der Nacht ringsum, die Einsamkeit auf dem Scheitel des Schloßberges trugen noch dazu bei, die düstere Schweigsamkeit der Männer bei ihrem Leichengeschäfte zu erhöhen. Und als der Leichenwagen im Dunkel des Hohlweges verschwand, da war es dem Rottenmeister, als würde seine Brust frei von einem zermalmenden Gewichte und als finge der stockende Athem wieder an, zum Leben und zur Bewegung zurückzukehren. Noch eine Zeitlang blieb er in seinem Verstecke hinter dem Mauervorsprung, um abzuwarten, ob nicht noch irgend ein lebendes Wesen sich in den Umgebungen der Veste gewahren ließe und als er diese Gewißheit hatte, als Alles ringsumher todtenstille blieb, das Geräusch des Wagens sich immer mehr in die Ferne verlor und die Wälder, Büsche und Mauern im weißlichen Ueberzug der winterlichen Jahreszeit schweigend standen, da verließ der Rottenmeister Veit sein Versteck, schritt gedankenvoll auf einem steilen Seitenpfade hinab nach dem Orte Falkenstein, wo alle Lichter erloschen waren und nur die Dächer und die Wipfel der Bäume im Mondscheine erglänzten.

Zwölftes Kapitel.

Die Häscher in der Wirthschaft zur goldnen Kette und was dort geredet und geseh'n worden ist, nebst einer Beschreibung von Himmel und Hölle aus der Vision eines Schneider-Propheten.

Wenn wir jetzt unsere Blicke nach der Stadt Frankfurt übertragen, so ist es außer Zweifel, daß der städtische Rath geglaubt hatte, mit der Entfernung des Lebküchlers Fettmilch sei die Gefahr überwunden und der Sturm beschworen. Allein es ging bald die Sage, anfangs leise und dunkel, aber immer mehr anschwellend, dieser Anführer und Häuptling des unzufriedenen Theiles der Bürgerschaft habe sich wieder in verborgenen Kreisen seiner Freunde gezeigt und arbeite mit ungebeugtem Muthe an dem Plane fort, den alten Rath zu stürzen, einen neuen einzusetzen und die städtischen Einrichtungen auf Grund der kaiserlichen Privilegien von weiland Sigismund und Wenzel wiederherzustellen. Nur blieb es räthselhaft, wie es diesem Manne des Volks sollte möglich geworden sein, in die Stadt zu kommen, da dieselbe damals noch mit hohen Wällen und Gräben umgeben war, auch die Stadtthore eine viel größere Festigkeit hatten, als jetzt, weil sie als sichere Gewölbe unter den Wällen durchliefen und daher einen befestigten, überall verschließbaren Ring um die

Stadt bildeten. Auch war nicht versäumt worden, die Wachsamkeit der Thorwärter zu vermehren. Aber umsonst. Denn alle Nachforschungen, womit die Stadtknechte beauftragt waren und die den Zweck hatten, auszumitteln, wo dieser gefürchtete Mann des Volkes seinen Aufenthalt in der Stadt haben könne, verloren sich, wie der Lauf eines Gießbaches im wellenförmigen Sande. Und doch hatte man sichere Spuren, daß er zeitweise in den geheimen Clubbs der Verschworenen erschienen sei und seinen mächtigen Einfluß gebraucht habe, das Feuer des Aufruhrs immer mehr anzufachen. Namentlich glaubte man annehmen zu können, daß die Unzufriedenen in einem Keller des Clesernhofes mittelst geheimer Eingänge ihre Zusammenkünfte hielten und daß Fettmilch dort schon einigemal gegenwärtig gewesen sei.

Daher finden wir die beiden uns schon bekannten Stadtknechte, den Hahnenkamm und Wolfszahn, in der Nähe des Clesern-Hofes aufgestellt, um zu beobachten, in wie weit dieses Gerücht gegründet sei. Beide waren so verschmitzte und in den Schleichwegen und Winkelzügen der Stadt so erfahrene Männer, daß der alte Rath und sein Anhang viel Zutrauen auf sie gesetzt und sich der Hoffnung hingegeben hatte, durch die Nachforschungen derselben Gewißheit erlangen und die geeigneten Vorkehrungen ergreifen zu können.

„Altes Kamisol!“ sagte jetzt der Hahnenkamm zu seinem Collegen Wolfszahn: „Wir sind jetzt so viele Jahre beisammen und stehen im Solde der Stadt

nnd noch nie ist es uns so schwer geworden, etwas Ordentliches auszurichten, als jetzt, wo wir mit dem zahlreichen Anhang des Fettmilch zu thun haben. Kaum haben wir eine Spur gefunden, von der wir glauben, daß sie uns in das geheime Versteck leiten könne, so ist sie — Husch! auf einmal verloren, wie die Fährte des Wildes, wenn es zum Wechsel der Richtung kommt und wir stehen wie Männer des edlen Waidwerks auf dem Anstand, denen nicht einmal eine Schnepfe zum Schusse kommt. Weiß Gott! das Wild muß einen scharfen Geruch haben, daß es den lauernden Jäger schon in der Ferne wittert und rechtzeitig ausweicht."

„Und mir ist es, Hahnenkamm! als ob mir die Schwalbe des Tobias in die Augen geschmeißt hätte, so müde bin ich des Sehens in allen Winkeln der Stadt herum, bis in die dunkeln Keller hinein. Daher ist es mir beinahe, als hätte ich ein Fell auf den Augen und hätte mich fast blind geseh'n, und doch nichts funden."

„Mit dem Fell auf den Augen hätt's noch gute Wege, Bruder Wolfszahn! aber wie viele Schuhsohlen habe ich schon durchlaufen um den Fettmilch, bald in den Römer, um Befehle zu empfangen, bald in den Straßen herum, um eine Spur von ihm zu finden, bald außerhalb der Wälle, um zu erfahren, wie er hereinkommt. Aber ich denke, ein hochlöblicher Rath wird mir etwas aufsetzen am Solde für die Schuhsohlen, damit ich wieder singen kann:

„Deß Brod ich eß, deß Lied ich sing:
Ist mir das Volk nicht holde,
So gilt mir's wie ein Pfifferling:
Mir liegt allein am Solde.“

„Dem mag sein, wie ihm wolle, Hahnenkamm! Aber mit rechten Dingen geht es nicht zu, daß der Fettmilch immer wieder in die Stadt kommt, da er doch verbannt ist und die Wälle und Thore der Stadt unmöglich passiren kann. Da habe ich nun gedacht, er könne mit dem bösen Geiste Asmodi einen Bund gemacht haben, von dem die Sage lautet, daß er seine Gesellen in seinen weiten Mantel hüllt und mit ihnen durch die Luft fährt.“

„Ach, Wolfszahn! wo denkst Du hin? Es ist viel näher gelegen, anzunehmen, daß er sich von einer Hexe, deren es noch immer giebt, ob man sie gleich zu Asche verbrennt, das Recept zu einer Salbe verschafft hat, womit man sich bestreicht, um unsichtbar zu werden. Denn Du weißt ja, wie im Hexenhammer zu lesen ist, daß diese Salbe bereitet wird aus Fett oder Schmalz von neugebornen Kindern, die zu einem Brei verkocht werden, dazu Eppich, Wolfswurz, Alberbaumszweige und Ruß sammt schlafbringenden Kräutern, als Mohn, Judenkirschen und Schierling, darein auch das Blut von einer Fledermaus gethan wird. Mit dieser Salbe bestreichen sie sich, besonders die heimlichen Theile, nehmen die Ofengabel oder die Kunkel zwischen die Beine und sagen die Hexenformel: Oben aus und nirgends an! — und fahren in die Luft hinaus. Mich dünkt,

also ist es auch mit dem Fettmilch gescheh'n, weil er wieder in der Stadt ist."

„Was weiß ich, brausender Siedkessel, der Du bist, da mußt Du die Gelehrten fragen, die den Hexenhammer studirt haben, wie den Magister Lorenz Bull, von dem man sagt: sein Kopf sei eine Registratur aller Wissenschaften und in die entsprechenden Fächer eingetheilt, wie ein Aktenschrank mit lauter Schubladen.

„Und ich glaube, altes Kamisol! wenn man die Schubladen herausziehen könnte, so fände man den Staub von alten Zeiten fingersdick darin und ist noch kein Staubbesen oder Flederwisch hineinkommen, darin zu fegen und aufzuräumen. Gewiß ist, daß dieser Magister Lorenz Bull, ein großer Verehrer des edlen Junkherrn Hans von Uffstein, in dem Garten desselben vor dem Bockenheimer Thore einen abgebrochenen Finger von der Bildsäule des Farnesischen Herkules gefunden hat, diesen auf den Römer trug und steif und fest behauptete, es sei das Horn auf dem Rüssel eines vorweltlichen Riesenthieres, auch darüber eine förmliche Abhandlung schrieb, um diediejenigen mit Gründen zu widerlegen, welche darin nur Steinmetzenarbeit erkannt haben. War doch drollig, daß darüber ein gelehrter Streit ausgebrochen ist und selbst die Herrn auf dem Römer für und wider disputirt haben. — Aber was mich betrifft, College Wolfszahn! so habe ich einen Schwamm im Leib, der täglich mehrmals trocken wird und immer wieder angefeuchtet werden muß. Diese Zeit

ist justement wieder da, wie ich am Sodbrennen merke. Daher mache ich den Vorschlag, wir geh'n in die nebenliegende Schenke zur goldnen Kette, wo wir durch's Fenster in die Straße und an dem Elesern=Hof hinaus sehen können; und soll uns dann der Fettmilch nicht entgeh'n, wenn er in den Keller schlüpfen wollte, um darin seinen Clubb zu halten. Zum Zeitvertreib knöcheln wir um den Herzkönig und horchen auf die Reden der Gäste, von denen sich auch einmal Einer verschnappen könnte."

„Das laß' ich mir gefallen, Hahnenkamm! Und in der goldnen Kette giebt es gute Knackwürste und westphälische Schinken, für welche ein Wolfszahn scharfe Waffen hat. Auch bin ich des Stehens hier überdrüssig und gehe mit. Uebrigens geht es mir, wie Dir. Ich habe ein Fäßlein im Leibe, das genau zwei Maaß Frankfurter Aiche faßt, wie ich schon oft gemessen habe und an welchem keine Reifen platzen, auch wenn einmal die Aiche überschritten würde. Da muß ich denn immer bis zum Spundloch auffüllen, damit 's nicht inwendig kahnig wird, wie ich am sauren Aufstoßen merke. Also geh'n wir zusammen in die goldne Kette."

So traten die beiden Häscher sofort in die Schenke ein. Aber ehe sie über die Schwelle traten, wendete sich der Hahnenkamm um und sagte zu seinem Collegen Wolfszahn: „Noch Eins: Wir müssen so viel wie möglich unerkannt bleiben und uns nicht verschnappen, wer wir sind und was wir wollen. Wir müssen vielmehr schweigsam sein, wie ein Hirsch=

käfer, der keinen Mucks von sich giebt. Wenn aber die Windlade voll ist, so lauten die Pfeifen und wenn man beim Kruge sitzt und demselben fleißig zuspricht, so wird man leicht redselig, was ein großer Fehler ist für unsern Stand. Dann hätte auch der stolze Junkherr von Uffstein Grund von uns zu sagen, wie er sich auch wirklich schon ausgedrückt hat: Leute unserer Art seien wie Wagenschmiere, die nöthig sei, das Räderwerk des Staats in gutem Gang zu erhalten, damit es nicht knarre und sich abreibe, die aber den Fehler habe, überall anzukleben und hängen zu bleiben, wie auf den Wirthsbänken und an den Schenktischen."

„Wenn das der Uffsteiner sagt, Bruder Hahnenkamm! so wollte ich, er hätte das Zipperlein und müßte dabei Schildwache stehen bei Nacht und Regenwetter und auf einer hölzernen Pritsche schlafen, wie die Stadtknechte, anstatt auf seinem Sammtsessel ein Dutzend Austern zu verschlucken und auf seidnen Polstern sein Räuschlein zu verschlafen. Dann würde ihm wohl solch' Gerede vergeh'n, dem stolzen Junkherrn, der noch nicht versucht hat, wie es thut, Tag und Nacht auf den Beinen zu sein und in den Gassen, in den Schenken und aller Orten ein wachsames Auge zu haben, um Gefahren von der Stadt abzuwenden. Wer weiß auch, was er seinem armen Gärtner Maischein Böses zugefügt und dafür einen Puff gekriegt hat, der ihm beinahe das Lebenslicht ausgeblasen hätte."

Da legte der Hahnenkamm die Hand auf seinen

Mund und sagte: „Es wäre gut, wenn man das Maul bremsen könnte, wie kluge Fuhrleute an ihren Wagen thun, damit diese bergab nicht in Schuß kommen. So müßte man auch seine Worte beherrschen und am rechten Platze einhalten können. Denn der edle Junkherr Hans von Uffstein ist ein mächtiger Herr und hat einen langen Arm, der bis nach Wien und Prag reicht. Der könnte, wenn er so was erführe, uns sehr viel schaden. Es ist besser, solchen Herrn willfährig und dienstbar zu sein und sie in guter Stimmung zu erhalten, wie es überhaupt eine Regel der Klugheit ist, in Sachen des Dienstes keinen eignen Willen, noch viel weniger ein eignes Urtheil zu haben, seine Pflicht leidlich zu thun und von seinen Vorgesetzten nur Gutes zu reden, sie mögen es verdienen, oder nicht. Laß Dir das gesagt sein, Bruder Wolfszahn! Und wenn wir Spürhunde geheißen werden, die ihre gespaltenen Nasen auf der Fährte haben, so wirst Du doch wissen, daß solche niemals bellen, sondern schweigend die gefundene Spur verfolgen, und zuletzt gut apportiren."

Damit drückte der Hahnenkamm auf die Thürklinke der Schenke und trat mit seinem Collegen ein. Es war ein geräumiges Wirthszimmer, an dessen Wänden lange Bänke mit hohen Lehnen herumliefen und eine Reihe von Tischen, an welchen viele Gäste saßen und ihre Krüglein mit zinnernen Deckeln vor sich steh'n hatten, während eine Lampe dunkel brannte und einen matten Schein in den Hintergrund warf,

wo die beiden Häscher Platz genommen hatten. Diese musterten die gegenwärtigen Gäste sehr sorgfältig, von welchen sie nur wenige kannten. Es kam ihnen verdächtig vor, so viele unbekannte Gestalten mit gebräunten bärtigen Gesichtern, zum Theil in rothe Jacken gekleidet, wie sie damals die Schiffsknechte trugen, zum Theil in grauen Blousen, wie Handwerker, beisammen zu sehen. Auch horchten sie sorgfältig auf die Gespräche, welche sie untereinander führten, woraus sie aber nichts entnehmen konnten, was für ihren Zweck tauglich war. Wohl aber sprach Einer von den Gästen, der das Wort führte, von der neuen Prophetenschule des Schneiders Schopp und von der Lehre desselben in Absicht auf des Menschen Zukunft, was unverfänglich zu sein schien. Denn er sagte: „Ich habe es aus seinem eignen Munde und will es versuchen, seine mystischen Ausdrücke in's Deutsche zu übersetzen, sonst würde sie nicht Jeder versteh'n können. Also war seine Rede:

„Ich erhob mich auf Seraphsflügeln und stieg empor wie ein Dampf vom Blumenfeld im niedrigen Thal, den das Morgenroth vergoldet, und meine Hülle war wie die Lichtmaterie und strömte Strahlen aus wie die aufgehende Sonne und war verdünnt und durchsichtig, wie die azurblaue Luft, die mich umgab. Indem ich also emporschwebte, sah ich den Himmel mit seinen drei Abtheilungen, erstlich dem Reiche des Unterrichts, darein die Kinder versetzt werden, wenn sie vor erlangter Ausbildung ihrer Seelenkräfte sterben mußten, — zweitens dem Reiche

des Lichtes, welches viel heller ist, als tausend Sonnen zusammen, also daß auch die Seraphim ihre Augen bedecken; und drittens dem Reiche der Seligkeit, das man auch die Stadt Gottes nennt. Die Straße dahin führt zu einem majestätisch glänzenden, sehr hoch steigenden Thor, welches von Silbersteinen in derjenigen Form, wie auf Erden die Backsteine sind, geschmückt mit köstlichen Perlen, aufgeführt ist. Eine hohe Mauer umgiebt die Stadt Gottes im weitesten Kreise, die aus lauter prächtigen und in allen Farben spielenden Edelsteinen gebaut zu sein scheint. Die himmelhohen Paläste der Stadt scheinen von Krystall zu sein und im Hintergrunde ragt eine saphirne Höhe weit und breit empor, welche regenbogenfarbige Wolken umziehen. Auf diesem Berge steht die Wohnung des Herrn Zebaoth, ein Säulenwerk von geschliffenem Diamant, welches in einem solchen Lichtmeere glänzt, daß das Sonnenlicht der Erde nur eine Finsterniß dagegen ist. Hier ist das große Urlicht, welches die drei himmlischen Reiche durchstrahlt und alles mit Licht und Wärme, Wahrheit und Güte erfüllt. Hinter diesem Licht ist das wunderbare Gebiet des Unerforschlichen und daneben steht ein Thron aus der glänzendsten Lichtmaterie und auf sieben saphirnen Stufen, umkreis't von einem glühenden Regenbogen, auf welchem viele Kinder in Purpur gekleidet ruhen. Innerhalb des Regenbogens um den Thron her wallt sanft ein krystallheller See, in welchem sich der Thron des Herrn Zebaoth wunderbar bald in Violett, bald in Orangen-

gelb, bald in Smaragdgrün, bald in Azurblau, bald in Purpurroth abspiegelt und tausend Schönheiten vor die erstaunten Augen zaubert, während die Straßen durch die Stadt mit Gold gepflastert und die Krystallpaläste statt mit Fenstern, mit funkelnden Sternen besäet sind. Das ist die Stadt des lebendigen Gottes, die Wohnung der Seligen, wie ich, Meister Schopp aus Frankfurt, sie wirklich geseh'n habe im Jahre des Herrn, da man schreibt: Eintausend sechshundert und zwölf und zwar am Tage der Himmelfahrt Christi."

So schloß der redende Gast seine Mittheilung, und die übrigen Gäste hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu, bis Einer von ihnen, ein dicker Sackträger, die Stille mit den Worten unterbrach: „Die Schneider sind meistentheils so dünn und leicht, daß es dem Meister Schopp wohl zu glauben ist, wenn er versichert, ein Westwind habe ihn zum Himmelreich hinaufgeweht. Aber Gott verdoppel's," — und damit schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser und Deckelkrüglein klirrten; — „unser Eins hat einen Ansatz von Fett und Schmalz bis zu zweihundert Pfund und würde vom stärksten Wirbelwind auch nicht einen Fuß über die Erde gehoben werden können. Außer die guten Tröpflein machen, daß man bisweilen Abends heimschwebt über die Gasse und keinen Pflasterstein mehr unter sich sieht. Und vielleicht ist es auch bei dem Meister Schopp also der Fall gewesen, daß er durch ein

hitziges Traubensäftlein die Erde unter seinen Füßen verloren hat."

Mehrere Gäste lachen und zollen Beifall; Einige sehen auch ernsthaft darein. Aber der Sackträger fuhr fort: „Wenn der Schneidermeister Schopp einen so guten Mahlgang hätte, um die Körnlein gehörig zu schroten, und eine so geeignete Kandel, die köstlichen Tröpflein hinein zu leiten und hinunter filtriren zu lassen, als dieß bei unser Einem der Fall ist und zwar vom Spundloch bis zum Krahnen, dann würde es ihm auf der Erde besser gefallen und er nicht darüber hinauswollen, wie die Gänse, die in ihren Nestern sitzen und die Köpfe recken, als wollten sie die Entfernung des Himmels und die Kraft ihrer Flügel messen. — Gott verdoppel's, ihr Herrn. Mir will es so vorkommen, daß der Schneider zu prophezeien anfängt, wenn ihn die Leberklöse, die er sehr gerne ißt, im Magen drücken und ein hitzig Tröpflein dazu den Haspel dreht im obersten Stockwerk. — Gott verdoppel's! Unser Eins ist mit der Erde zufrieden und begehrt nicht darüber hinaus, als bis es Zeit ist, der Mahlgang nicht mehr geht, die Kandel nicht mehr fließt und kein guter Stoff der Erde mehr anschlagen will. Diese Zeit will unser Eins dem Herrgott im Himmel überlassen."

Von Neuem lachen die Gäste über die drolligen Einfälle des vergnügten und immer zufriedenen Sackträgers, der jetzt sein Deckelkrüglein an die Lippen setzt, einen gehörigen Zug thut, mit der Zunge

schnalzt, sich mit der flachen Hand über den Bauch streicht und sagt: „Es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist und lässet ihm genügen!“

Derjenige Gast aber, welcher das System des Meisters Schopp in wohlgeordneter Rede ausgelegt hatte, ergriff von Neuem das Wort. „Es ist nicht genug, seine Anschauungen von den drei Reichen des Himmels zu deuten, man muß auch seiner Glaubensblicke in die Hölle Erwähnung thun. Auch diese theilt er in drei Reiche ein, erstlich in das Reich des Jammers; zweitens in das Reich der Finsterniß und endlich in das Reich des Feuers. — — Ehe man in die erste Region kommt, nämlich in die des Jammers, so findet man gegen Abend, daß das Licht des Himmels gänzlich verschwindet und daß in weiter Ferne, ganz niedrig über dem Horizont ein dunkelrother Streifen sichtbar wird, der das Anseh'n von glühendem Eisen hat und durch schwarzen Rauch scheint. Sowie man näher kommt, sieht man ein zackiges schroffes Gebirge, welches sich nach beiden Seiten in ungeheurer Weise ausdehnt. Vor diesem Gebirge ist ein ödes Thal, in welchem eine unzählige Menge armer Geister in schrecklicher Unruhe, wie lauter schwarze Schatten, durcheinander schwärmen. Dann kommen von Zeit zu Zeit die Fürsten der Hölle in Riesengröße aber mit der schrecklichsten Verzerrung des Gesichtes und in eine Glutwolke gehüllt, über das Gebirge herüber, wo sie dann die zur Verdammniß reif gewordenen Geister aussondern und mit fürchterlichem

Grimm über das Gebirge jagen, um in das Reich des Jammers gebracht zu werden. Dieses besteht aus lauter, verworren durcheinander liegenden, ungeheuren Felsenmassen, um welche sich enge tiefe Thäler hinwinden, deren Grund nirgends etwas Grünes zeigt, sondern wie lauter schwarzer Gries und Asche aussieht. Die hierher verwiesenen Geister wohnen in den weiten und geräumigen Höhlen, welche von den Felsenmassen gebildet werden und zittern unter dem dumpfen Gebrülle, welches wie tausend Donner zusammengenommen die Grundfeste der Hölle erschüttert und beben vor der schrecklichen Gluth, welche von Ferne hinter ungeheuren schwarzen Gebirgen hervorleuchtet. Dieses Reich des Jammers ist die erste Stufe der Verdammniß. Hinter demselben erhebt sich ein zweites Gebirge, noch viel höher und schwärzer als das erste, womit das Reich der Finsterniß anfängt. Da liegen ungeheure Felsenmassen übereinander her und bilden fürchterliche Höhlen und Schlünde, in welchen die verdammten Geister wie große schwarze Eidechsen umherschlüpfen, von noch größeren verfolgt werden im höchsten Grimme, während alles den Einsturz droht. Auch sieht man hier des Satans eiserne Wohnung und rings um dieselbe glühen entsetzliche Feuerwolken, aus welchen brüllende Donner herausfahren und der ganze Kreis hat das Anseh'n von rothglühendem Eisen, das einen ganz matten Schein über die rabenschwarze Finsterniß wirft; das ist die zweite Stufe der Verdammniß. Hinter der dritten Gebirgsreihe beginnt endlich die

letzte und schrecklichste Stufe, das Reich des Feuers. Hier geht nun die Wuth und Zerstörung über alle Begriffe. Hier erscheinen wieder ungeheure Felsenmassen, die aber in einem wallenden Meere, wie Inseln umher zerstreut liegen; und dieses Meer scheint wie siedendes Pech und Schwefel und wird unaufhörlich durch Blitze aus den Feuerwolken brennend erhalten. Dann kommen von Zeit zu Zeit fürchterliche Riesengestalten und rühren mit ungeheuren Gabeln den kochenden Brei auf, welcher auf der Oberfläche weißglühenden Schaum spritzt. Die darin schwimmenden verdammten Geister haben das Anseh'n von großen rothgesottenen Krebsen, die in buntem Gewimmel ihre Scheeren ausrecken, sich kneipen und zwicken, fürchterlich winseln und heulen und wenn sie an den Felsen hinauf klimmen wollen von den Pferdefüßen der Teufel zurückgestoßen werden. Also habe ich, Meister Konrad Schopp in Frankfurt im Jahre der Erlösung Eintausend sechshundert und dreizehn am Charfreitag geseh'n und solches wahrhaftig aufgezeichnet."

Eine heitere Stimmung hat sich bei solchen Mittheilungen vieler Gäste bemächtigt, die bei ihren Krüglein sitzen. Aber der aufgeräumteste und treuherzigste von ihnen, der Sackträger, schmunzelt, blinzelt mit den Augen und sagt: „Hab's doch gedacht, daß dem ehr= und tugendsamen Schneider etwas Hartes im Leibe gekollert und ihm der Sod gebrennt hat, da er in sich selbst etwas von der Hölle gespürt. Und wenn er dann seine Rede fertig gespon=

nen, so hat man einen verworrenen Strang Garn, den man nicht auf die Pfeifen, geschweige auf den Webstuhl bringen kann. Denn wie das Garn, so das Tuch. Wie der Mann, so sein System. Gott verdoppel's. Es wundert mich nur, daß, wenn er in der Hölle war, er zurückgekommen ist, ohne daß sein Haar versengt wurde, Brandblasen auf seiner dünnen Haut entstanden sind und er nicht auch ein Stück verkühlte Lava mitgebracht hat, um damit den Beweis zu liefern, daß er keinen Sonnenstich gehabt hat. Geht aber der Teufel auf Erden umher wie ein brüllender Löwe und suchet wen er verschlinge, so kann ich versichern, daß ich ihn noch nicht geseh'n und brüllen gehört habe und ich wollte auch lieber mir das Fleisch herunterbeten von den Rippen, alle Tage drei Kannen Seewasser trinken, ein Dutzend Heringe dazu essen und den schrecklichsten Durst aushalten, als mit dem Teufel irgend ein Verhältniß anknüpfen, daß er Gewalt über mich hätte, indem ich an ihn glaube und ich am Ende in Furcht und Angst lebte, daß ich wie ein rothgesottener Krebs im Feuerpfuhl liegen müßte. Nein, ihr Herrn! ich halte dafür, daß es viel besser sei, an einen guten Gott zu glauben, der sich im warmen Sonnenstrahl und in der grünen Erde offenbart und ihn Director der Welt sein zu lassen, als den Teufel überall wie eine Vogelscheuche auf dem Waizenacker aufzustellen und ihn die Rolle eines Butzemann's für große und kleine Kinder spielen zu lassen."

Während die Gäste über solche launige Ausdrücke

bald lachen, bald zum Zeichen ihrer Zustimmung mit den Köpfen nicken, ergreift der Sackträger sein Deckelkrüglein, thut einen langen Zug und sagt: „Wohl bekomm's! Es ist kalt draußen und man muß gut einheizen, daß Lung' und Leber warm wird. — — Ein gutes Säftlein das! Nur darf man nicht einen Theelöffel voll nehmen, wie die Apotheker auf ihren Arzneigläsern vorschreiben, sondern man muß einen solchen Schluck thun, daß der Staub in der Gurgel gehörig hinuntergeschwenkt wird, der sich sonst fingersdick ansetzen würde. Auch geht das Gespräch besser von Statten: — daher ich immer sage: das Spinnrad dreht sich leichter und man spinnt einen besseren Faden, wenn man fleißig netzt, wie ihr bei jeder Spinnerin wahrnehmen könnt, die ihr Netzblech am Rocken hat. So denke ich immer: beim Krüglein wird das Gespräch lange Fäden ziehen und gut über die Spule laufen."

Ob dieser launigen Rede des armen und immer vergnügten Sackträgers, der jeden Tag für das Seinige sorgen ließ und um die Zukunft unbekümmert blieb, klatschen mehrere Gäste vergnügt in die Hände und sagen: „das war gut!" — — — Ein Schiffer aber aus Sachsenhausen, der ein rothgestreiftes Hemd anhatte, wie es damals die gewöhnliche Schiffmannstracht war, unterbrach die entstandene Pause mit den Worten: „Und wenn der Faden zerrissen ist, muß man ihn wieder anknüpfen und zwar mit einem geschickten Weberknopf; daher ich der Meinung bin: wenn es sich einmal zutragen sollte, daß der Teufel,

welchen Meister Schopp geseh'n haben will, in meinem Schifflein wollte über den Main gesetzt werden, so würde mich die Versuchung anwandeln, ihn in das Wasser zu schneppen, um zu sehen, ob er auch schwimmen kann."

„Könnte nichts schaden," entgegnete der vergnügte Sackträger, „obschon der Teufel ein zähes Leben hat, wie wir aus der Sage vom Schmied zu Salamanka wissen. Denn es begab sich, daß der Teufel in den Keller desselben gerieth, um an den Milchtöpfen den Rahm abzulecken; daher er auch „Fliegengott" heißt. Und als der kluge Schmied das merkte, hielt er einen Sack vor das Kellerloch, gebot seinen Gesellen, gehörig im Keller zu rumoren, und siehe! der dumme Teufel fuhr in der Angst durch's Kellerloch — husch — in den aufgehaltenen Sack hinein, den der Schmied sogleich oben zuband, auf den Ambos legte und seinen Gesellen rief, wobei der Teufel Zeter schrie. Aber der Schmied sagte: „Hab' ich Dich endlich, Du Rahmlecker! Nun sollst Du für all' das Böse, das Du in der Welt gethan hast, lederweich geklopft werden und soll keine Rippe ganz bleiben, damit die Welt vor Dir Ruhe hat." Und die Gesellen haben nun mit Hämmern darauf losgedroschen, sowie man ungefähr Getreide drischt auf der Tenne mit Flegeln, und als das Aechzen und Winseln im Sack immer schwächer wurde und zuletzt ganz aufhörte, glaubte der Schmied, der Teufel sei todt; öffnete den Sack und — husch flog er heraus wie eine schwarze Fledermaus und fort in die Lüfte war

er. Seit jener Zeit soll der Teufel an einem Beine hinken und sein gebrochener Rückgrat nimmer gerade geheilt worden sein. — — Hieraus geht hervor, daß es wahrscheinlich nicht hinreichend sein würde, ihn in den Main zu schneppen, wie der Fährmann von Sachsenhausen sagt, denn er könnte durch Zauberkünste sich auf der Oberfläche des Wassers erhalten, sondern man müßte ihm durch ein Kunststück ein Gewicht an den Hals bringen, damit er sogleich untersänke, obschon ich befürchte, er kann Wasser schlucken, wie der Wallfisch des Jonas und kann durch Klappen den Strahl wieder heraustreiben im Bogen und geht nimmer todt. — — Gott verdoppel's! — Er geht nimmer todt und so lange man an ihn glaubt, ist er da, und erscheint bald in der Gestalt eines Kohlenbrenners, bald eines Schornsteinfegers; bald sitzt er wie ein Rabe auf dem Dach, bald als Rahmlecker im Keller. Aber, wie gesagt, zu mir ist er noch nicht gekommen, weil ich keinen Verkehr mit ihm habe und auch nicht an ihn glaube."

Und damit ergriff er wieder sein Krüglein, welches inzwischen leer geworden war, reichte es rückwärts dem Wirthe und sagte: „Es ist kein Tröpflein mehr darin, darum füllt noch einmal auf!" Und als es geschehen war, reichte er das Krüglein seinem Nachbar, jenem Manne, welcher die Vision des Schneidermeisters Schopp mitgetheilt hatte und sagte: „Thut einmal Bescheid. Denn ich meine immer: man müsse unserem lieben Herrgott ebensogut aus dem Leidensfeld, als einem armen Sackträger aus dem Deckel-

krüglein Bescheid thun können. Wenn es auch einmal einen Tag knapp geht, so hat unser Eins die Kunst gelernt, sich krumm zu legen und doch guter Dinge zu sein, weil ein anderer Tag es doppelt wiederbringt.“

So ging die Rede hinüber und herüber und manch' kerniger Mutterwitz floß über die Lippen des allzeit fröhlichen Sackträgers. Inzwischen saßen die beiden Häscher, der Hahnenkamm und Wolfszahn, im Hintergrunde und horchten aufmerksam auf Alles, was gesprochen wurde. Aber auch nicht mit einer Silbe wurde des Lebküchlers Fettmilch erwähnt, auf den ihre Nachforschungen gerichtet waren; bis dann endlich gegen Mitternacht das Rollen eines Wagens gehört wurde, der langsam durch die beleuchtete Straße fuhr und einige Augenblicke vor dem Clesern-Hofe hielt. Da sagte der Referent von Schopp's Visionen mit lakonischer Kürze: „Habt Acht! das trojanische Pferd!“ Darauf erhoben sich schnell mehrere Gäste und traten an die Fenster, um sich zu überzeugen, und als sie dies räthselhafte Wort bestätigt fanden, eilen sie hinaus. Auch die beiden Stadtknechte, der Wolfszahn und Hahnenkamm, die den ganzen Abend wie angenagelt waren auf der Wirthsbank und an den erzählten Schnurren Gefallen fanden, erhoben sich schwerfällig, um gleichfalls an das Fenster zu treten und hinauszuschauen nach dem Geräusche auf der Straße. Denn sie verstanden nicht, welche Bedeutung das räthselhafte Wort vom trojanischen Pferde hatte.

„Bruder, hilf mir auf!“ sagte der Hahnenkamm, indem er sich am Arme des Wolfszahn aufzurichten suchte. „Ich merke, der Schwerpunkt, der in den Füßen ruht, ist aufgehoben, und es ist mir justement, als befände ich mich auf einem Schifflein, das auf den Wellen tanzt, wenn der Wind geht, und sich bald auf die rechte, bald auf die linke Seite legt, ohne sicher steh'n zu können; auch ist mir die Zunge so schwer und ungelenk, als hätte ich den Pips, wie die Hühner, wie Du schon gemerkt haben wirst und die Rede wird holperig, wie das Straßenpflaster draußen, von welchem ein hochweiser Rath gesagt hat: man könne nicht darüber fahren, ohne aufgerüttelt zu werden, wie ein Arzneiglas, daß der Satz obenhin kommt, wie justement bei mir der Fall ist. Darum hilf mir auf, Bruder Wolfszahn! Sonst komme ich nimmer vom Platze und es ist schon Mitternacht.“

„Meinethalben,“ entgegnete der Wolfszahn verdrießlich: „Habt ihr mich nicht immer „Isegrimm“ geheißen, während ich doch Wolfszahn benamset bin und habt meinen Namen also verunstaltet, daß man glaubt, ich sei schlimmer als ich bin. Und jetzt ist das Pech auf Deiner Seite. — He! weil man Dich mit Hebeln und Winden auf die Füße arbeiten müßte? Wo es aber gilt, da ist der Wolfszahn noch nicht stumpf geworden und kann immer noch seine Beute finden, damit er bei einem hochlöblichen Rath in Ehren stehe. Du mußt auch nicht vergessen, daß es mir selbst nicht viel besser ist. Müdigkeit und Schlaf haben mir Sand in die Augen gestreut, daß ich anjetzt nim-

mer gut sehe und es an uns wahr werden könnte: „Mag auch ein Blinder einem Blinden den Weg weisen, werden sie nicht beide in die Grube fallen?“ Um das zu vermeiden, so laß mich vor der Hand allein ausforschen, was es mit dem trojanischen Pferd für eine Bewandniß hat, während welcher Zeit Du den Kopf auf den Tisch stützen und einige Augenblicke ruhen kannst.“

Mit diesen Worten trat der Wolfszahn an das Fenster und sah einen schwarz ausgeschlagenen Leichenwagen, auf dessen Bock, neben dem Fuhrmann, ein Kapuziner saß; sah nicht wenige Leute um denselben versammelt, die ihm zur Schutzwache zu dienen schienen; sah, wie das große Thor des Elesern-Hofes geöffnet und der Leichenwagen im Begriff war, einzufahren. Ohne sich die Bedeutung des Wagens erklären zu können, war der Stadtknecht eben im Begriff, in seinem Amtseifer fortzueilen, obschon auch ihm der Kopf schwer war, als ihn der arme launige Sackträger am Zipfel des Rockes zurückhielt und sagte:

„Wenn Ihr der Isegrimm seid, wie Ihr vorhin sagtet, so lasset Euch wenigstens daran erinnern, daß die Todten ebensogut ein frei Geleit haben, als ein gut Gewissen, und daß von Beiden weder eine Accise noch eine Zollsperre erhoben werden kann, wie in unserer Stadt von vielen andern Dingen bräuchlich ist. Darum solltet Ihr den Leichenwagen ruhig seines Weges passiren lassen und nicht mit Todten in der

Mitternacht anbinden wollen, weil Ihr sonst leicht in das Pech kommen könntet."

Verdutzt sah der Wolfszahn den Sackträger an und verzog den Mund zu einem grimmigen Lächeln, das dem Zähnefletschen des Hundegeschlechtes ähnlich sah und entgegnete scharf und schneidend:

„Auf den Namen Isegrimm bin ich nimmer getauft und bin auch also nicht von Kind auf benamset worden; daher ich es für eine Beleidigung ansehen muß, daß Ihr mir diesen Unglimpf beigelegt habt. Ich werde einem wohlregierenden Rath und Bürgermeister der Stadt davon Anzeige machen und Eure Bestrafung verlangen, dieweil ich von mir selber halte, ein ehrsamer Diener der Stadt zu sein."

„Nichts für ungut!" lachte der spaßhafte Sackträger und reichte sein Deckelkrüglein dem erzürnten Wolfszahn hin: „Thut mal Bescheid und vergesset den Isegrimm. Denn Ihr erinnert mich eben daran, was ich immer gedacht habe: besser zuviel gegessen und getrunken, als zu viel geschwätzt, und warum? weil ich an mir selbst erfahren habe: was ich zu viel gegessen und getrunken hatte, war den andern Tag weg, aber das zu viel Geschwätzte nicht. Derohalben meine ich, Ihr solltet Worte nicht so spitz nehmen und sie nicht wie Stacheln am Dornbusch ansehen."

Beim Anblick des dargereichten Deckelkrügleins klärte sich des Wolfszahns Angesicht auf und er schmunzelte freundlich, als er einen langen Zug aus dem Kruge that und sagte, indem er ihn zurückgab: „Mag nun gut sein. Ein gut Tröpflein hebt Be=

leidigungen auf und macht überall gute Bahn. Aber thut mir nur den Gefallen und laßt in Zukunft den Isegrimm weg, wie ich auch bereits meinem Collegen Hahnenkamm verboten habe, der, wie Ihr seht, den Kopf hängen läßt, wie ein Schilf. Ich aber muß meine Pflicht thun."

Und damit eilte er hinaus auf die Straße, aber zu spät. Der Leichenwagen war nicht mehr zu seh'n; das Thor am Clesern-Hof geschlossen und die Straße von Menschen verlassen. Um Mitternacht heimkehrend, beriethen sich die beiden Häscher, am nächsten Morgen in aller Frühe, außerhalb der Stadt um den Wall die Runde zu machen, um zu erforschen, wohin der räthselhafte Leichenwagen seine Richtung nehme und was etwa dabei verdächtig sein möchte.

Dreizehntes Kapitel.

Der Sarg des Lebendigen.

Ehe noch der junge Tag im Osten erwachte, waren die beiden Stadtknechte bereits zum Eschenheimer Thor hinausgegangen, um die verabredete Wache zu halten, weßhalb sie außerhalb des Stadtgrabens, der damals mit Wasser angefüllt war, auf und abgingen. Draußen liegt

die Winterlandschaft still und feierlich vor ihnen. Eine leise Dämmerung hat die Gefilde überhaucht und des Winters Silberschleier, gestickt mit blitzenden Sternen, hervorleuchten lassen. An den Bäumen hängen aus Reif gebildete silberne Troddeln und die Gräser und Halme auf der angränzenden Flur starren wie silberne Nadeln in vielzackigen Formen. Auch der Mond verläßt seinen nächtlichen Posten und erbleicht allmählig vor der rosigen Morgenröthe, deren Aufgang die alabasterweiße Kette des Taunusgebirges mit Purpur übergießt und deren Widerschein die hervorragenden Schneekuppen beleuchtet, daß sie glühen und ihren Feuerglanz weithin strahlen lassen.

Da hielt der Hahnenkamm seine Schritte ein und sagte: „Es war doch ein schöner Abend, den wir gestern in der Kette zugebracht. Meinst Du nicht auch, Wolfszahn! Es waren doch auch angenehme Leute da, denen man die Worte von den Lippen nahm, als wären sie Honigkuchen. Saßen wir doch wie angenagelt auf der Wirthsbank. Absonderlich hat mir der arme Sackträger mit seinem Mutterwitz viel Spaß gemacht.“

„Mir auch, Hahnenkamm! und seine Einfälle waren so drollig, daß ich mich daran ergötzt habe, ohne es merken lassen zu dürfen. Auch däucht mich, er hat die Wassersucht nicht, obschon er einen solchen Quersack vorne trägt, daß er nicht im Stande ist, darüber hinweg auf sein Fußgestell zu seh'n. Den darf man nur anseh'n, um es begreiflich zu finden, warum er seine Schrotmühle rühmt, womit er wohl

das Gebiß, seinen guten Mahlgang, nebst haltbarer Kandel, womit er wohl die Gurgel meint. Darin mag schon viel heruntergeschrotet und filtrirt worden sein."

„Es scheint mir auch so und er hat dabei eine so fröhliche Laune, daß er alle seine Plagen vergißt, während wir Tag und Nacht auf den Beinen sein müssen, wie Spürhunde, die ihre gespaltenen Nasen auf der Fährte haben und denen der Geifer aus dem Maule fließt, zuletzt aber von derjenigen Partei, der sie auf der Ferse sein müssen, gehaßt werden. Das sieht man deutlich in den jetzigen Unruhen unserer Stadt. Wenn zwei Parteien mit einander kämpfen, so weiß die Mehrheit des Volkes oft nicht, um was es sich handelt und bleibt unschlüssig und schwankend, bis es einer geringen Zahl derer, die sich ihrer Parteigründe bewußt sind und welche die erforderliche Willenskraft dazu haben, gelingt, die öffentliche Meinung durch Zeitschriften und Reden zu beherrschen. So ist es seither in dem Streite der Bürgerschaft mit dem hochlöblichen Rathe gegangen und der Lebküchler Fettmilch ist das Parteihaupt geworden, welches die hohe Aristokratie und die Judenschaft in gleicher Weise haßt und sie wegzuräumen trachtet, weil er meint, beide ständen im Bunde wider die niedern Schichten des Volkes."

„Es ist aber merkwürdig, lieber Hahnenkamm! daß gestern Abend in der Kette nicht mit einer Silbe dieses Mannes erwähnt wurde, obschon der Clesern-Hof ganz in der Nähe ist, wo er mit seinem An-

hang nächtliche Versammlungen hält, wie die Sage geht.“

„Jene Abendgäste in der Kette haben vielleicht zum Anhang Fettmilchs gezählt und sich gehütet, seinen Namen über die Lippen zu bringen, um keinen Verdacht zu erregen. Gewiß, Freund Wolfszahn! liegt diesem sorgfältigen Stillschweigen etwas zu Grunde. In politischen Stürmen sind Plaudereien meist für diejenigen verderblich, die sie verlauten lassen. Daher diese Zurückhaltung. Uebrigens traute ich verschiedenen Gästen nicht. So lange die Lampe braunte, stellten sie sich unbefangen. Wäre die Lampe durch Zufall erloschen, dann hätten sie uns in der Dunkelheit Fäuste gemacht und Fratzen geschnitten, absonderlich da sie wußten, daß ein Isegrimm zugegen ist.“

Kaum war dieses verhängnißvolle Wort „Isegrimm“ über die Lippen des Hahnenkamm gegangen, als der Wolfszahn zornig mit dem Fuße aufstampfte, weil ihm dieser Beiname zum höchsten Aerger gereichte, und mit gerunzelter Stirne sagte: „Warum spielst Du schon wieder auf den Isegrimm an, da Du doch weißt, wie sehr mir dieser Unname verhaßt ist. Du legst es wahrhaftig darauf an, mich in Wuth zu bringen. Fast überall, wohin ich komme, heißt es: guten Morgen, guten Tag, Herr Isegrimm! daß ich darob möchte aus der Haut fahren, und ich stamme doch von ehrsamen Bürgersleuten der Stadt Frankfurt ab, die Wolfszahn benamset waren, gleich ihren Vorfahren. So ich aber Deinen Namen verdrehen

wollte, hätte ich dann nicht Stoff genug dazu, wenn ich an den Kamm eines Hahnes dächte, der roth angeschwollen ist vor Zorn und Rachgier, und ich meine, Dein rothunterlaufenes Gesicht sehe eher einer solchen Kammhaube, als ich der Schnauze eines Isegrimms ähnlich. Wenn wir also gute Freunde und Collegen bleiben wollen, so bitte ich Dich, laß mir den Isegrimm weg, der für mich der ärgste Spitzname ist, den es geben kann."

„Sei nur ruhig, Bruder Wolfszahn! und ereifere Dich nicht um einen Scherz, welcher kein böse Absicht gehabt hat. Denn was die Nachwehen der Schenke zur goldenen Kette betrifft, so wirbelt's in meinem Kopfe, wie ein Zigeunertanz und es liegt mir in den Füßen, als hätte ich das Zipperlein und ich wäre lieber zu Hause im warmen Neste geblieben, als so frühe schon zum Fange ausgehen zu müssen, wo der Reif Silberfäden spinnt."

So waren beide außerhalb der Stadt an eine Stelle gekommen, wo der Stadtgraben ohngefähr in der Mitte zwischen dem Eschenheimer und Bockenheimer Thor einen stumpfen Winkel bildete. Hier ließ sich plötzlich eine Stimme hören: „Guten Morgen, Meister Isegrimm!" Bebend vor Zorn steht der Wolfszahn einige Augenblicke erstarrt, weil er nicht weiß, woher der Ruf kam, sieht sich grimmig nach allen Seiten um, ohne etwas entdecken zu können, hebt den Stock drohend auf, als wollte er den Urheber dieses verhängnißvollen Rufes züchtigen und schaut alsdann zum Himmel auf, als ob ein Loch in den Wolken

wäre, woraus der Ruf erschollen. Noch steht er unschlüssig da, wie er sich diese Stimme erklären solle, als sie sich zum zweiten Male in seinem Rücken vernehmen ließ: „guten Morgen, Meister Isegrimm!“ Heftig fährt er zusammen, murmelt Flüche und Verwünschungen in den Bart, geht bald vor-, bald rückwärts, wendet sich bald nach dem Stadtgraben, bald nach dem angränzenden Feld, um den Urheber des Rufes aufzufinden und sagt knirschend mit den Zähnen: „ein solcher Unglimpf ist mein Tod! — — Bin ich nicht ehrlicher Leute Kind und soll meine Ehre, als berufener Diener der Stadt, also verunglimpfen lassen?“ — — während der Hahnenkamm zu ihm sagt: „Wer es auch sei, laß ihn rufen und sagen, was er will und halte Dich darüber nicht auf: Leute unseres Standes müssen ein dickes Fell haben, das die Worte abschüttelt, wie Regentropfen und ein Gewissen, das um einige Zoll weiter ist, als das anderer Leute. Wir müssen daher im Punkte der Ehre nicht allzukitzlich sein, und thun am Besten, ruhig weiter zu gehen, als ob nichts vorgefallen wäre, weil der verborgene Schalk seiner Vexationen von selbst müde werden wird.“

Diese Zureden des Hahnenkamm waren wenig dazu geeignet, das aufgeregte Gemüth des Wolfszahn zu beruhigen. „Warum,“ seufzt er, „warum muß ich denn nur von meinen Vorfahren einen Namen überkommen haben, der zu einem solchen Unglimpf Veranlassung giebt. Wenn das so fortgeht, werde ich genöthigt sein, mir vom hohen Rath der

Stadt einen andern Namen beilegen zu lassen, um dem Isegrimm auszuweichen, der meine Dienstehre tödtlich verletzt."

Indem er also spricht, fliegt plötzlich ein Stein vom Walle über den Stadtgraben herüber und fällt nicht weit von den Häschern nieder. Ein Zettel war daran gebunden mit der Inschrift: „Glück auf, Meister Isegrimm!" Diesen Zettel hat der Wolfszahn aufgerafft, entfaltet und gelesen, steht einige Augenblicke sprachlos und mit geballter Faust, während der Hahnenkamm sagt: „Je mehr Du Dich ärgerst, desto weiter die Schalkheit geht. So man mit stechenden Hornissen zu thun hat, ist es am Besten, ganz ruhig seines Weges zu geh'n. Wenn man sich aber ereifert, nach ihnen schlägt und sich ihrer zu erwehren sucht, fällt ein ganzer Schwarm mit heftigen Stacheln über Einen her. Das solltest Du Dir gesagt sein lassen, Bruder Wolfszahn! und es wird der Isegrimm und das Pech von selbst in Vergessenheit kommen."

„Nein, nein!" ruft der Wolfszahn wüthend, und sein hervorstehender, verhängnißvoller Unterkiefer wackelt hin und her vor Zorn, „für meine Amts- und Dienstehre gehe ich in den Tod. Nimmer soll man dem Wolfszahn nachsagen, er habe sich ungestraft einen Isegrimm heißen lassen. Auch weiß ich jetzt, wo der verborgene Schalk sitzt; drüben hinter dem Wall sitzt er und äfft einen ehrsamen Diener der Stadt, der das Unglück hat, einen zweideutigen Namen von seinen Vorfahren geerbt zu haben. Aber ich will

ich will ihn züchtigen, den verdammten Pavian, daß ihm die Schalkheit für die Zukunft vergehe. Dieweil der Stadtgraben zugefroren ist, werde ich über das Eis hinüberkommen und meine beleidigte Ehre wiederherstellen."

Ohne sich aufhalten zu lassen, springt er über das Geländer, welches den Stadtgraben umgab und sucht über das Eis hinüberzukommen. Allein dasselbe ist nicht stark genug, ihn zu tragen. Er bricht ein und steht bis unter die Arme im Wasser, daß er vor Frost mit den Zähnen klappert. Ein Schrei: „Ach Herr Jesus!" benachrichtigt den Hahnenkamm von der Gefahr, der sogleich zur Hilfe herzueilt. Aber ehe noch dieser seinen verunglückten Collegen fassen kann, zeigt sich über dem jenseitigen Wall ein hohnlachendes Schalksgesicht und ruft: „Das war Pech, Meister Isegrimm! Ihr seid jetzt in die Falle gekommen, wie Ihr schon so Viele Andere hineingebracht." — — Auf's Höchste erbost, vergißt der Wolfszahn, in welcher Lage er sich befindet, hat nur Sinn für seine beleidigte Dienstehre, die ihm über Alles geht, sprudelt und schäumt vor Zorn, bricht Eisstücke los und schleudert sie nach dem Walle hinüber und arbeitet sich so sehr ab, daß er zuletzt erschöpft nachlassen muß. — — „Das sind kalte Aufschläge gegen eine heftige Entzündung," lacht der Hahnenkamm, als es ihm gelungen war, seinen Collegen Wolfszahn aus dem Stadtgraben herauszuziehen, „und ich denke, die Hitze wird jetzt genugsam abgekühlt sein, nachdem Du ein solches Bad genommen hast. Du hast nach Hornis-

sen hitzig geschlagen und dafür wirst Du jetzt ihren Stachel empfinden müssen, sobald es bekannt wird, daß Du Dich auf einen Isegrimm in den Stadtgraben von einem Schalksknecht hast locken und Dich in das Pech bringen lassen."

„Schon wieder gebrauchst Du dieses verhaßte Wort, das mir durch die Seele geht, wie ein Dolchstich, so oft ich es höre:" entgegnet der Wolfszahn, zitternd vor Näſſe und Frost; „und Du weißt ja doch, daß dieses Wort mein Tod ist. Warum führst Du es von Neuem an? Weißt Du denn nicht, daß zur Herstellung der beleidigten Dienstehre kein Zweikampf zu gefährlich und kein Stadtgraben zu tief ist?"

„Laß das gut sein, altes Camisol! der Stadtgraben hat Deiner Ehre einen empfindlicheren Stoß versetzt, als der Beiname Isegrimm!"

„Ich habe Dir schon gesagt, Hahnenkamm! schon hundertmal gesagt, daß dieses verruchte Wort ganz aus unserem Gespräche verschwinden muß, dieweil ich es nicht hören kann." Dieses sagte der Wolfszahn mit einem solchen Ausdruck von verbissener Wuth und er knirschte so hörbar mit den Zähnen, daß der Hahnenkamm es für gerathen hielt, zu schweigen.

So gingen sie still nebeneinander her, bis sie an eine Stelle kamen, wo sie das Bockenheimer Thor übersehen konnten. Dort blieben sie einige Augenblicke steh'n, bis derjenige Anblick, den sie schon lange gesucht, ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Jener räthselhafte Leichenwagen, den sie die Nacht zuvor in den Clesern-Hof hatten fahren sehen, kam langsamen

Schrittes aus dem Thore heraus und wendete sich der Straße nach Höchst zu.

„Da ist, was wir suchen,“ sagte der Hahnenkamm. „Nun laß uns alles Haders, laß uns des Isegrimms vergessen, der Dir schon so viel Aerger verursacht hat, sammt dem Pech,“ hier hielt er ein, als er sah, wie bei diesem unwillkürlich entschlüpften Worte der Wolfszahn sich zornig und mit funkelnden Augen auf die Lippen biß: — — „Ich sage,“ fuhr er begütigend fort, „die Erfüllung unseres Dienstes muß uns jetzt über Alles geh'n, dieweil ein hochweiser Rath von uns erwartet, daß wir für die Ruhe der Stadt unsere Pflicht thun. Sputen wir jetzt unsere Schritte, um den Leichenwagen zu erreichen. Denn weil er eine ganz andere Richtung nimmt, als auf den Gottesacker, muß es mit demselben nicht richtig steh'n.“

Damit eilten die beiden Häscher auf Seitenpfaden der Straße zu, die gen Höchst führt, während der Leichenwagen langsam in diese Straße einbog. Es gelang ihnen, einen Vorsprung zu gewinnen und den Wagen eine kleine Strecke vor der Stadt zu treffen. Die Pferde waren schwarz behangen, der Katafalk mit schwarzem Tuch ausgeschlagen und neben dem Fuhrmann saß der Kapuziner auf dem Bock. Weil es noch frühe am Morgen und die Umgebung der Straße wegen des Frostes menschenleer war, glaubten die beiden Stadtknechte eine Untersuchung des Wagens vornehmen zu können.

„Halt!“ rufen die Häscher, indem sie auf den

Wagen zutreten und die Pferde am Zügel ergreifen. „Saget uns, wohin der Leichenwagen geht?“

„Auf den Kirchhof!“

„Das ist keine Antwort auf unsere Frage. Der Kirchhof von Frankfurt liegt in einer ganz anderen Richtung. Wir müssen vielmehr fragen: wer gestorben ist?“

„Der gelebt hat!“

„Hm, hm,“ murmelte der Hahnenkamm, „wie ausweichend geantwortet! Man will wissen, welchen Namen er hat?“

„Wie sein Vater!“

„Das klingt so räthselhaft, daß man nicht mehr weiß, als man vorher gewußt hat, und daß man sich füglich die Fragen ersparen kann.“ Mit solchen Worten wirft sich der Hahnenkamm in die Brust, sendet einen strengen Amtsblick auf den Katafalk und fährt fort: „Wir sind berufene Diener der Stadt Frankfurt und haben genügende Auskunft auf unsere Fragen begehrt. Dieweil Ihr uns aber solche versagt habt, werdet Ihr Euch gefallen lassen, daß wir den Katafalk von Amtswegen untersuchen. Darum muß ich Euch ersuchen, den Schlag zu öffnen.“

Einen Augenblick besinnen sich der Fuhrmann und der Kapuziner und wechseln bedeutsame Blicke, bis sie sich verständigt zu haben scheinen, während welcher Zeit der Wolfszahn vor den Pferden stehen bleibt, um sie aufzuhalten, der Hahnenkamm aber um den Katafalk mit spähenden Blicken herumgeht und sich endlich vor den Schlag postirt. Langsam und schweigend

steigt der Kapuziner vom Bock herab, tritt vor den Schlag und öffnet ihn durch einen Federdruck. Es ist im Innern nichts zu sehen, als ein großer schwarzer Sarg und ein Leichentuch darübergebreitet. — — „Genügt Euch das," fragt der Kapuziner mit düsterer Stimme, worauf der Stadtknecht den Kopf schüttelt und die Wegnahme des Leichentuchs begehrt. Auch dieses geschieht und der Sarg erscheint mit einem Deckel verschlossen, wobei der Kapuziner in feierlichem Tone hinzufügt: „Die Todten haben überall ein frei Geleit, und ich denke, Ihr werdet uns nicht weiter aufhalten wollen." So sehr auch der Hahnenkamm den innern Raum des Katafalks prüft, so findet er nichts, was seine Aufmerksamkeit erregt hätte, außer daß er oben auf dem Deckel des Sarges einige Löcher gewahr wird, die eher für einen Lebenden, als für einen Todten angebracht zu sein scheinen. Daher stößt er mit seinem Stock wider den Deckel des Sarges, der nur leicht aufgelegt war und sofort herunterfällt. Welcher Anblick! — Ein Mann in grüner Jägerkleidung, mit Degen und Pistolen bewaffnet, richtet sich im Nu empor und streckt ihm die Mündung einer Pistole entgegen. Bebend vor Schrecken fährt der Hahnenkamm zurück, als hätte er auf eine zischende Natter getreten, die sich um den Fuß wickelt — — — „Fettmilch!" dieß der einzige Laut, den er vor Schrecken und Erstaunen hervorbringt. „Bei Gott, das ist Fettmilch!" Bei diesem Anblick wird ihm klar, wie es diesem kühnen Manne möglich gewesen war, durch die wohlbesetzten Thore in die Stadt

zu kommen und mit seinem mächtigen Anhang in Verbindung zu bleiben. „Ja, ich bin Fettmilch, der beraubte und verbannte Bürger Eurer Stadt, die ich als meine Heimath innig liebe," lautet die Antwort; „und ich rathe Euch, wenn Euch Euer Leben lieb ist, weder mich anzutasten, noch unsern Zug zu hemmen." Auch dem Wolfszahn ist der Schreck so sehr in die Glieder gefahren, daß er die Zügel der Pferde losgelassen und beim Anblick der Pistolenmündung seinen Isegrimm im Stadtgraben vergessen hat. Zugleich sind sich beide Häscher wohl bewußt, nur mit Stöcken bewaffnet zu sein, und daß es eine Unmöglichkeit sei, einem Manne Widerstand leisten zu wollen, von dessen Entschlossenheit sie Proben kannten; und der ebenso den Muth als den Willen haben würde, einen Angreifer zu Boden zu strecken. Daher sind die beiden Stadtknechte verlegen zurückgetreten und sagen mit anscheinender Freundlichkeit: „Thut nur Eure Pistole weg, Herr Fettmilch! dieweil Ihr vor Augen seht, daß wir unbewaffnet sind und nichts wider Euch thun und unternehmen können. Auch geht unser Auftrag nicht dahin, Euch in Verhaft zu nehmen, sondern nur zu untersuchen, wie Ihr in die Stadt gekommen seid. Und da wir dieses jetzt wissen, so ist unser Auftrag erfüllt und Ihr könnt ruhig auf Euren angeblichen Kirchhof fahren."

„Wenn das ist," antwortet Fettmilch, indem er seine Pistole zurückzieht, „so möget auch Ihr Eures Weges geh'n und dem Rath und Schöppenstuhl der

Stadt sagen, daß, so lange Fettmilch lebt, für sie keine Sicherheit mehr ist."

Damit legte er sich in den Sarg zurück, der wie ein Bett eingerichtet war. Der Schlag klappte zu und der Leichenwagen fuhr etwas rascher als zuvor auf der Straße gen Höchst zu, während die beiden Häscher anfangs verblüfft demselben nachsahen und dann sinnend und nachdenklich in die Stadt zurückkehrten.

Vierzehntes Kapitel.

Illusionen der Alterthumsforschung.

Den Stadtbehörden von Frankfurt konnte das Ergebniß dieser Untersuchung des räthselhaften Leichenwagens nicht verborgen geblieben sein, wie schon daraus zu entnehmen war, daß von dieser Zeit an vermehrte Vorsichtsmaßregeln ergriffen und die überwölbten Stadtthore mit einer stärkeren Anzahl von Stadtknechten besetzt wurden, als vorher nöthig zu sein schien. Besonders thätig waren die beiden Häscher Hahnenkamm und Wolfszahn, auf welche der regierende Bürgermeister und Rath großes Zutrauen setzten, weil man sie für verschlagene und tüchtige Leute ansah und von welchen der Wolfszahn, bei der herrschenden Aufregung in der Stadt, den Verdruß einstecken mußte, das verhaßte Wort: „Herr Isegrimm" und „das ist Pech!" sogar von Schulkindern zu hö-

ren, wenn sie ihm auf der Straße begegneten, ohne daß es ihm gelingen wollte, das Geschrei zu stillen, auch wenn er mit aufgehobenem Stock und zorngeröthetem Angesicht in den Schwarm hineinfuhr. Denn dieser flog auseinander, wie ein Schwarm Sperlinge, wenn ein Schreckschuß fällt, sammelt sich in einiger Entfernung wieder und hebt die alten Neckereien von vornen mit um so größerer Herzenslust an, je mehr der Wolfszahn die Fliehenden verfolgt und je wüthender er hin und her stürzt, um die muthwilligen Jungen zu züchtigen.

Allmählig aber nahte der Frühling des verhängnißvollen Jahres 1614 und die ganze Natur ringsum hat sich angekleidet mit dem Zauber der Jugend, Schönheit und Anmuth. Ueber dem hellen Grün der Wälder, welches in die Ferne leuchtet, hat sich der azurblaue Himmel gewölbt. Aus dem dunklen Grün der Wiesen und Saatfelder hat der Blumen millionenfaches Heer ein wundersames Farbenspiel vor die Augen gestellt. Es regnet Blüthen von den Bäumen, wenn ein Hauch der Luft die Zweige bewegt und im Sonnenstrahle tanzen die Mücken sichtbar und schweben schimmernde Insekten in der Menge eines Kriegsheeres, als wären sie in strahlende Harnische gekleidet. Jedes Blatt am Baume ist wie eine von Insekten bevölkerte Stadt, jeder Grashalm eine belebte Landstraße, jede Ackerscholle der Zellenbau von kaum sichtbaren Wesen, die ihren Verrichtungen nachgehen. Des Frühlings Odem führt überall Leben und Bewegung zurück und auch die

Heerden der Rinder und Lämmer fühlen sich mächtig angezogen vom lieblichen Grün der Triften und Anger, indem sie beim Betreten derselben fröhlich hüpfen und springen. Ist's denn in der Menschenwelt anders, wenn es ihr möglich wird, aus der engen Klause hinauszukommen in die von tausend Wundern überstrahlte jugendliche Schöpfung? Daher sehen wir eine ansehnliche Zahl von Frankfurter Familien hinausziehen nach den bewaldeten Höhen des Taunus, um den Feldberg zu besteigen, eine Riesenkuppe, die aus den verschlungenen, in helles Grün gekleideten Gebirgszweigen hervorragt, und eine Aussicht über die wellenförmige Landschaft der Wetterau und über die ringsumher gelagerte Gebirgswelt mit hervorblickenden Burgen und Felsen gewährt, die das Gemüth mit heiligen Schauern erfüllt. Auch der uns bekannte Magister Lorenz Bull befand sich unter ihnen, sammt seinem Eheweibe Cornelia, welcher er diesen Namen aus Vorliebe für den Cornelius Nepos, von welchem er eine neue Ausgabe mit vielen gelehrten Citaten besorgt, beigelegt hatte. Fröhlichen Sinnes gelangte der Zug bis nach Kronberg, einem von Obstwäldern umgebenen, am Fuße des Taunus gelegenen Städtchen. Dort wurde gerastet. Wegen der ungeregelten, zum Theil steilen Waldwege, die zum Gipfel des Feldberges hinaufführten, bediente man sich damals häufig der Esel, die in Kronberg für diesen Zweck gehalten wurden. Solcher hat sich auch die erwähnte Gesellschaft bedient und auf Saumsätteln ist der Zug bergan gestiegen. Weil aber der Magister Bull aus

den Werken alter Autoren wußte, daß die Esel des Morgenlandes feurige Thiere gewesen seien, so hatte er sich aus der vorhandenen Zahl ein geduldiges Thier ausgehalten und es war ihm ein alter hinfälliger Esel zugetheilt worden, welcher die Wegsteuer nicht hatte. Darauf setzte er seine Cornelia, während er selbst die Führung des Thieres übernahm, um seiner Ehehälfte einen Beweis seiner aufopfernden Zärtlichkeit zu geben. Auch hatte er dem Thiere ein Säcklein mit Hafer um den Hals hängen lassen, um es an geeigneten Ruheplätzen durch einen kräftigen Imbiß zu stärken. Allein das Thier ging so langsam und matt und er selbst war so eifrig in einem gelehrten Gespräch mit seiner Cornelia begriffen, daß ihm der Zug bald weit voran war.

„Quid!" ruft er eifrig aus und nimmt aus der Tasche den abgebrochenen Finger des Farnesischen Herkules hervor, den er als Beweis für seine Behauptung stets bei sich trug: „Das sollte sein ein Finger von der Statue des Riesengottes; — nunquam, sagen wir, nunquam! Es ist jedennoch herfürleuchtig, daß wir eine merkwürdige inventionem gethan und ein cornu, zu deutsch Horn von einem vorweltlichen Riesenthiere, so man Megatherion nennt, entdeckt haben, dannenhero uns der Dank aller gelehrten Forscher gebührt."

„Du machst Dich lächerlich, lieber Mann!" antwortet die Cornelia verdrießlich, „wenn Du immer wieder auf diese Behauptung zurückkommst, da es doch keinem Zweifel unterliegen kann, daß man hier eine ganz

ordinäre Steinmetzenarbeit vor sich sieht, die offenbar aus rothem Sandstein geformt ist und eben so deutlich die Gestalt eines Fingers hat."

„Wir sprechen, wie wir's versteh'n, quasi indocta" entgegnet der gelehrte Mann eifrig und hält seiner Ehehälfte den Fund deutlich vor die Augen: „Sehen wir's deutlich an, non imperite sed perspicue und wir werden convinciret werden de veritate, wasmaßen es gewiß ist, daß wir nicht in errore gewesen, als wir diese rem notabilem publiciret haben."

„Und ich behaupte mit allen verständigen Leuten, welche den rothen grobkörnigen Sandstein kennen, wie er von Miltenberg am Main kommt, daß Dein berühmter Fund, den Du auf den Römer getragen und woraus Du so viel Wesens gemacht hast, vom Meisel eines Steinmetzen herkommt und auch nicht die geringste Verwandtschaft mit einem hornartigen Stoffe hat," versetzt die Cornelia in sehr bestimmtem Tone.

„Quomodo!" entgegnet der Magister in steigender Hitze, und zwar immer in seiner gewohnten Pluralform. „Kennen wir denn nicht scientiam petrefactorum, zu deutsch die Wissenschaft von den Versteinerungen, davon wir in unserem Fund das augenscheinlichste argumentum ad oculos demonstriret haben, daraus herfürleuchtig ist, daß ein cornu, id est: Horn per saecula temporis lapidiret, id est versteinert werden konnte."

„Ich verstehe diese Redensarten nicht, lieber Eheherr!" bemerkt die Cornelia einlenkend, „dieweil

Du von Dir selber in der Mehrheit redest, daß man glauben sollte, in Dir wäre ein ganzes Collegium von Gelehrten vereinigt; und dann auch darum, weil Du überall Deine lateinischen Worte anbringst, wie jener Maler, welcher, wenn er Wolken zu malen hatte, überall seine Engelsköpfchen mit Posaunen anbrachte und dafür so eingenommen war, daß ihm diese Art von Malerei zur Gewohnheit geworden ist. Es wäre auch besser, wenn wir dieses unerquickliche Gespräch über den Finger des Farnesischen Herkules — —"

„Nicht Finger sagen," unterbricht sie der gelehrte Magister mit Heftigkeit, „sondern cornu von einem antideluvianischen Megatherion."

„Nenne es, wie Du willst," antwortet die kluge Cornelia, welche den Eigensinn ihres Mannes zu gut kennt, als daß sie sich der Hoffnung hätte hingeben können, ihn von einer vorgefaßten Meinung abzubringen; „und sei es, was es wolle, so meine ich doch, daß es besser sei, den Disput fallen zu lassen, der doch zu keinem vernünftigen Zwecke dient, und vielmehr darauf zu denken, wie unser langsames Thier schneller vom Platz kommt, weil unsere Gesellschaft schon weit voran ist und die Spitze des Feldbergs bald erreicht haben wird."

„Da haben wir Recht, liebe Cornelia! aber wir sollten doch auch consentiren, daß wir ein vorweltliches Thierhorn in der Tasche haben und nicht einen digitum vom Steinmetzen, maßen wir mente capti sein müßten, zwei solche res contrarias mit einan-

der confundiret zu haben. Weilen aber das grau- und dickhautumschlossene Beest nicht fürbaß will, als haben wir ein instrumentum reservirt, wie solches die equites romani gebraucht, wenn sie in equo meritirten."

Und damit zog der gelehrte Magister ein paar Sporen zum Anschnallen aus der Tasche und sagte zu seiner Ehehälfte: „Reichen wir den Fuß her, um das instrumentum, so schon in Rom bekannt und im Gebrauche gewesen, anzulegen, ansonsten das langohrig gestellte animal nicht in cursum zu bringen. wäre."

„Du machst mich ja, lieber Mann, zu einem irrenden Ritter von Latium, wenn ich mir die Sporen an die Füße bringen ließe," lachte die Ehehälfte und weigerte sich lange, sich das Instrument an die zarten Damenfüßchen legen zu lassen, bis sie es doch endlich gescheh'n ließ, um nur vom Platze zu kommen.

„Necesse est! liebe Cornelia!" entgegnete der gelehrte Magister. „Ohnerachtet aller ictus, so wir dem Beest appliciret, hat es nicht fürbaß gewollt. Also treten wir ihm in die Seite, daß besagtes instrumentum die dicke Haut penetriret."

Damit trat er hinter das Thier und suchte dasselbe vor sich her zu schieben, um es in Gang zu bringen. Allein vergeblich. Plötzlich rief er: „mirabile ingenium! Wir haben's funden." Und damit knüpfte er das Säcklein mit Hafer ab, das der Esel um den Hals trug; schüttete einen Theil

davon in seinen Hut und begann nun denselben vor die Nase des Esels zu halten, der dem Geruch seines Lieblingsgerichts folgte, während der gelehrte Mann rückwärts schritt. Dieses Mittel wirkte besser, als alle andern Versuche, wobei der Magister, voll Freude über seinen glücklichen Einfall ausrief: „Welchen Mann haben wir! liebe Cornelia! welch' mirabile ingenium! Demnach aus Plinii historia naturalis herfürleuchtig ist, daß alles Gethier dem Nahrungstriebe folgt, als haben wir talem modum ergriffen." Wie herzlich lachte die wohlbeleibte Frau des Herrn Magisters, als sie sah, wie der alte Esel dem vorgehaltenen Hafer begierig folgte und um ihn zu erreichen fürbaß schritt, während der Mann in demselben Maaße zurückwich und rückwärts den Weg hinan ging, so sehr ihm auch der Schweiß vom Angesichte troff bei diesem ungewohnten Rückgang. „Das hast Du gut gemacht, lieber Schatz," rief die Ehehälfte vergnügt aus, indem sie ihren Sonnenschirm zum Schütze ihres Angesichtes über sich breitete und dabei, so gut es ging, den angeschnallten Sporn gebrauchte: „auf diese Weise überwinden wir des Thieres unbegränzte Trägheit. Ach, siehe nur, wie es die Zunge herausstreckt und nach dem Hafer leckt, ohne ihn erreichen zu können. Schreite nur wacker rückwärts, lieber Magister! laß das Beest den Hafer sehen und riechen und hab Acht, daß Du nicht fällst, dieweil Du nicht hinter Dich sehen kannst."

So ging es eine kleine Strecke die Bergsteige

hinan, bis der Esel zu merken schien, daß er den vorgehaltenen Hafer nicht erreichen sollte, und daher vor Ungeduld laut zu wiehern und lebhaft zu trottiren anfing. Die wohlbeleibte und vergnügte Reiterin auf dem Saumsattel lachte nun noch herzlicher als zuvor, bis der rückwärtseilende Mann plötzlich über eine Baumwurzel stolperte, die er hinter sich nicht seh'n konnte, und sammt dem Hafer, welcher aus dem Hute verschüttet ging, hinfiel. Der Esel hatte seinen Zweck erreicht und machte sich über sein Lieblingsgericht her. Aber ein Schreckensruf entfuhr der lachenden Cornelia, als sie ihren Mann stürzen sah und doch wegen der angeschnallten, ungewohnten Sporen nicht herunter konnte vom Saumsattel, um den gelehrten Magister aufzurichten. Auf diesen Schrei jedoch trat eine kräftige Mannsgestalt in grüner Jägerkleidung, wohlbewaffnet und mit einem grauen breitkrempigen Hute bedeckt aus dem Gebüsche hervor. Kaum hatte der gelehrte Mann sich aufgerichtet von seinem Falle und seine Cornelia versichert, daß er sich nicht wehe gethan; kaum hatte er einen Blick auf den grünen Jäger geworfen, der näher gekommen war; als er ausrief: „Mehercule! Wir sind der Herr Lebkuchenbäcker Vincenz Fettmilch von Frankfurt, si oculi mei recte vident und wie kommen wir in die sylvas Tauni und in die Nähe einer Stadt, die Euch mit dem exilio belegt hat?"

„Ihr habt richtig geseh'n, Herr Magister!" war die Antwort, „und ich bin auf einen Schrei des Schreckens, der mir zu Ohren gedrungen, her-

vorgetreten aus meiner Verborgenheit, um zu sehen, was vorgefallen."

„Non multum, sed multa" versetzte Magister Lorenz Bull, „dieweil wir in itinere einen kleinen Disput cum uxore über die scientiam petrefactorum gehabt; maßen wir einen merkwürdigen Fund gethan." Womit er in die Tasche griff und den abgebrochenen Finger des Farnesischen Herkules hervorholte.

Allein die kluge und heitere Cornelia unterbrach ihn schnell mit den Worten: „Weil Du so gelehrt sprichst, lieber Schatz! daß Dich nicht leicht Jemand versteht, so laß mich Deine Rede verdeutschen! dieweil Du Herrn Fettmilch vermuthlich als Schiedsrichter anrufen willst, der Deine gelehrten Randschriften zum Cornelius Nepos und überhaupt die lateinische Sprache nicht versteht. So höret, Herr Fettmilch! Mein lieber Eheherr hat in dem Garten des Junkherrn Hans von Uffstein vor dem Bockenheimer Thor — — — —"

Verblüfft hielt sie ein, als sie sah, wie bei diesem verhängnißvollen Namen sich Fettmilch's Stirne runzelte und seine Augen Blitze des Zornes schossen. Wie er aber nach einigen Augenblicken sagte: „nur weiter!" fuhr sie in fröhlicher Laune fort: „Er hat einen Fund gethan, denselben, den er Euch eben zur Prüfung vorgehalten und worüber Verschiedenheit der Meinung ist. Ich glaube sammt vielen Andern, die sich darauf versteh'n, daß es der abgebrochene Finger des Farnesischen Herkules, folglich ordinäre

Steinmetzenarbeit ist, wie sich schon aus dem Gewichte ergiebt und aus dem Augenschein des Bruches, welcher den rothen, grobkörnigen Sandstein verräth. Mein Eheherr dagegen versichert heilig und theuer, es sei das Horn von einem vorweltlichen Riesenthier, — wie heißt es doch, lieber Mann! ich kann den Namen nicht behalten?"

„Megatherion!" schaltete der Magister ein.

„Und habe auf dem Rüssel desselben gesessen, wie jetzt bei dem Rhinoceros der Fall ist, sei aber durch die Länge der Zeit versteinert."

„Man nennt es antideluvianische Petrefakten" ergänzte Lorenz Bull.

„So daß nur die äußere Form geblieben, der innere Stoff aber in Stein verwandelt sei durch die Länge der Zeit. Ihr möget daher Eure Meinung sagen, Herr Fettmilch! auf welcher Seite das Richtige ist."

Der gelehrte Magister reichte sofort seinen Fund dem Mann des Volkes hin, der solchen in die Hand nahm, wog, den Bruch betrachtete und dabei lächelte, während der Eheherr mit gespannten Blicken an seinem Munde hing; bis der Entscheid dahin erfolgte: „Es scheint, Herr Magister! Euer herzliebstes Ehgemahl hat Recht."

„Videtur, videtur" fiel der gelehrte Sonderling heftig ein: „es scheint, es scheint und ist nicht, dieweil die scientia petrefactorum eine eigene Wissenschaft ist, die nicht jedermänniglich versteht." Und damit griff er hastig nach seinem antiken Fund, den

er stets bei sich trug, um solchen Alterthumsforschern vorzeigen zu können, und steckte ihn wieder in die Tasche.

„Habe ich Dir nicht gesagt, lieber Schatz! daß alle verständigen Leute, die Du befragen würdest, anderer Meinung sein müßten?“ rief die wohlbeleibte gutmüthige Frau und arbeitete sich aus dem Saumsattel herunter auf die Erde, während der gelehrte Magister kopfschüttelnd ihr die Sporen von den Füßen nahm und seinen Hut aufhob.

„Aber wie kommen wir weiter hinauf,“ fuhr sie bedächtig fort, „da es nicht gerathen ist, sich des hinfälligen Esels weiter zu bedienen, der nur durch eine Vorspann weiter zu bringen wäre. Am besten, wir senden den Esel zurück und suchen die Höhe des Feldberges, so gut es geht, zu Fuße zu erreichen. Es ist nur zu bedauern, daß hier Niemand zu finden ist, der das langohrige Thier zurückführt.“

„Wenn es daran fehlt,“ versetzte Fettmilch freundlich, „so wissen wir Rath:“ und er trat sofort seitwärts in's Gebüsch, nahm den gekrümmten Zeigefinger in den Mund und brachte jenen scharfen Jägerpfiff hervor, den man weit hört.

Nicht lange darauf rauschte es durch's Gebüsch und ein Kapuziner trat hervor in brauner Kutte und gegürtet mit einem Strick um den Leib. Ihn sah Frau Cornelia Bull genau an und rief erstaunt aus: „Mein Gott! sehe ich recht, so seid Ihr Herr Georg Ebel, Färber von Frankfurt, wie ich daher weiß, daß Ihr mir etliche Seidenstoffe trefflich ge-

färbt habt? Aber wie kommt Ihr doch nur in diese Verkleidung; oder seid Ihr vielleicht wirklich ein Kapuziner geworden?“ Bei dieser Anrede schwieg jener sorgfältig stille, und sah nur auf Fettmilch, welcher ihm zu verstehen gab, daß er den untauglichen Esel nach Kronberg hinunter bringen solle. Und als er weg war, sprach Fettmilch zu der gemüthlichen Frau in wehmüthigem Tone: „Ihr habt richtig geseh'n und es wäre vergebliche Mühe, eine Verkleidung zu läugnen, die Ihr erkannt, und welche die Umstände nothwendig gemacht haben. Dieser Georg Ebel hat, seitdem ich aus der Stadt gewiesen bin, seitdem ich mein Haus, meine Familie meiden und in den dunkeln Waldgebirgen des Taunus meinen Aufenthalt nehmen mußte, die treueste und aufopferndste Hingebung an mich und meine Sache bewiesen, hat mir Alles zugebracht, dessen ich zur Fristung meines Lebens in den Burgen und Höhlen der Gebirge nöthig hatte. Und Ihr wißt doch, daß mein Haus in der Töngesgasse niemals von Mangel und Sorgen heimgesucht wurde. Aber ich hätte ohne Georg Ebels treue Hilfe und Pflege in meinem einsamen, von der ganzen Welt abgeschnittenen Aufenthalt buchstäblich Noth leiden müssen.“

Da wischte sich die sonst vergnügte, im Grunde aber gutherzige Frau die Augen ab und sagte in bewegtem Tone: „Das war gewiß schön von dem Mann und er wird einen Gotteslohn davon haben. Auch habe ich Manches von Eurer Verweisung aus der Stadt gehört, ohne aber zu wissen: Warum?

und viele Theilnahme gehabt für Eure Frau und Kinder, die in verlassenem Zustande und bei stillstehender Bäckerei manches Ungemach erfahren haben."

„Damit erinnert Ihr mich gerade an denjenigen Theil meiner Verweisung, den ich am schmerzlichsten empfunden habe:" entgegnete Fettmilch und man sah deutlich, wie sich ein langer tiefer Seufzer aus seiner gepreßten Brust emporhob.

Das ganze Gewicht dieser traurigen Worte fühlte die gemüthvolle Frau wohl, und sie wendete sich um, eine Thräne zu verbergen, nahm sich aber zusammen und sagte zu ihrem Manne, der noch immer in Betrachtung über das Horn des vorweltlichen Riesenthieres versunken war: „Komm, lieber Schatz! und laß uns zusammen den Bergpfad hinansteigen, wobei ich Dir gerne zugebe, daß Du doch am Ende in Deinen gelehrten Forschungen über das Horn des vorweltlichen Riesenthieres, das Du in der Tasche trägst, Recht haben kannst."

Durch dieses Zugeständniß machte sie ihn aufgeräumt und willfährig und sie verstand trefflich die Kunst, durch ein passendes Wort, durch eine kluge Wendung den Sinn ihres Eheherrn zu lenken. Daher schritt dieser vergnügt neben ihr her den Berg hinan, während sie sagte: „Dieser Herr Fettmilch, der uns eine Strecke begleitet, hat doch viel Betrübtes erfahren und ich meine, es sei doch auch nicht Recht, daß man die Unruhen der Bürgerschaft durch Vorenthaltung ihrer Rechte, so weit und bis zur äußer-

sten Spitze getrieben hat. Warum hat man nicht ihren billigen Forderungen nachgegeben? Warum hat man nicht die kaiserlichen Privilegien von Sigismund und Wenzel, die in einem Burgverließ unter dem Leonhardsthore verborgen liegen sollen, herausgegeben und als Grundriß der städtischen Verwaltung gebraucht? Warum hat man nicht, wie verlangt, den regierenden Rath zu gleichen Theilen aus Adlichen und Bürgerlichen zusammengesetzt? Warum hat man nicht von den Einkünften der Stadt öffentlich Rechnung abgelegt, die Abgaben vermindert und das Schuldenwesen reguliren und allmälig tilgen lassen? Diese Forderungen hat man alle Tage gehört und ich meine immer, sie wären nicht unbillig; es wäre ganz in der Ordnung gewesen, in solchen Stücken nachzugeben, welche das Gemeinwohl betreffen und woran jeder feßhafte und ehrsame Bürger betheiligt ist. Statt dessen läßt man's zum Aeußersten kommen und Gott weiß, wohin das noch führen wird. Es ist mir bang um die Folgen, die unausbleiblich zu sein scheinen."

„Ja," entgegnete Fettmilch, welcher sehr nachdenklich zu sein schien, aber doch dafür besorgt war, der gemüthlichen Frau sammt ihrem gelehrten Manne die nächsten und bequemsten Wege nach dem Feldberg zu zeigen. „Gewiß unausbleiblich, denn so man das am grünen Holze thut, was soll's am dürren werden! Unter den Sünden der Obrigkeit leiden zu viele, als daß es nicht zu einem Zusammenstoß feindlicher Gewalten kommen sollte. Ihr möget daher schwerlich im Irrthum sein, wenn Ihr die Anzeichen

eines nahen Sturmes vorausgesehen habt, der die Sünden des alten Rathes unserer Stadt beendigen und zu einer Wiedergeburt der städtischen Einrichtungen führen könnte."

Schon aus diesen Worten ging hervor, wie genau Fettmilch von dem Höhepunkt der herrschenden Aufregung in der Stadt unterrichtet und wie wohl vorbereitet der Schlag war, der in wenigen Tagen ausheben und treffen sollte. Was er sonst noch sprach, betraf gleichgiltige Dinge, die der Aufbewahrung nicht gelohnt haben. Und nachdem er das wandelnde Ehepaar noch eine Strecke begleitet, bis er glaubte, daß es des gewünschten Zieles nicht mehr verfehlen könne, empfahl er sich sehr freundlich und verschwand auf einem Seitenpfade in dem angrenzenden Thale.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Flamme des Aufruhrs.

Wenige Tage später und der Aufruhr brach aus. Es war derselbe so wohl vorbereitet, so genau berechnet und so beharrlich ausgeführt, aber auch von der herrschenden Unzufriedenheit so mächtig unterstützt worden, daß in einem Augenblicke die Physiognomie der Stadt das Bild von Menschenwellen darbot, die

sich durch die Straßen wälzten. Denn plötzlich war auch der furchtbare Lebküchler wieder in der Stadt erschienen, aber nicht mehr schleichend und vermummt, sondern frei und öffentlich und überall wo er erschien, wurde er mit Jubelgeschrei begrüßt. Es lag auch zuviel Grimm und Rachedurst in seinem Gemüthe, als daß er es an flammenden Worten hätte fehlen lassen, das Feuer des Aufruhrs immer stärker anzuschüren. Ueberall war er von bewaffneten Haufen umgeben, über welche er eine große Herrschaft ausübte und die meist aus unzufriedenen Bürgern, Handwerkern, Gesellen, Weingärtnern u. s. w. bestanden. Ueberall wurden heftige Drohungen gegen den alten Rath ausgestoßen, Geschrei und Gesänge wilder Freude gehört, die nichts Gutes erwarten ließen. Auch Weiber von derjenigen Klasse, die wenig Zurückhaltung kennen, erschienen kampfgerüstet in ihrer eigenthümlichen Art und vermehrten die allgemeine Bestürzung. So schwoll der bewaffnete Zug Schritt für Schritt so mächtig an und hatte ein so wildes, schreckenerregendes Ansehn, daß alle öffentlichen Gewalten der Stadt erbebten und nichts dawider zu thun vermochten.

In diesen gefahrdrohenden Augenblicken zeigte der rachedurstige Fettmilch jene Herrscherstirne, welche die wildschäumende Masse regiert und sie zu einem bestimmten Ziele führt. Es bedurfte nur einiger Worte und Winke von ihm, und alsbald waren die öffentlichen Wachen überwältigt, daß die Stadtknechte erschrocken und unschlüssig ihre Waffen ablieferten;

ebenso an den Thoren der Stadt, die sofort geschlossen; ebenso in den Straßen, die mit Ketten gesperrt; ebenso in den städtischen Gebäuden, die mit bewaffneten Bürgern besetzt, ebenso an den öffentlichen Kassen, die mit Siegeln belegt; ebenso in dem Zeughaus, woraus die Geschütze weggeführt und auf die Wälle gepflanzt wurden. Von allen Thürmen der Stadt hallte ein furchtbares Sturmgeläute. Aus verschiedenen öffentlichen Gebäuden, besonders an den Brückenthürmen flatterte die schwarze Fahne des Aufruhrs; und ein wildes Losungsgeschrei: „es lebe Fettmilch! — nieder mit dem alten verderbten Rath und Schöppenstuhl der Stadt!" fand in allen Vierteln der Stadt ein hundertfältiges Echo, während die ruhigen Bürger, die ohne Theilnehmung an dem Streit der Bürgerschaft mit dem alten Rathe geblieben waren, ihre Läden, ihre Werkstätten, ihre Magazine geschlossen hielten und unter bangen Besorgnissen des Ausgangs warteten.

In der That hat auch Fettmilch, als Haupt und Führer des Aufruhrs, nicht gesäumt, den Erwartungen zu entsprechen, die in ihn gesetzt worden sind. Er übernahm die Rolle eines Gouverneurs der Stadt und zeigte ebenso viel Verstand in seinen Anschlägen als Herzhaftigkeit in der Ausführung derselben. Daher ließ er auch durch einen Haufen von Bewaffneten den Römer besetzen, etliche Herrn des Rathes, die darin beisammen saßen, um über die, zur Abwendung der Gefahr nöthigen Maßregeln zu berathen, im Rathszimmer so lange gefangen halten,

bis die angestrebten Reformen festgestellt sein würden, ohne denselben aber ein Leids anthun zu lassen.* Sogar eine kluge Mäßigung bewies er dadurch, daß er trotz seines leidenschaftlichen Charakters nirgends einen Angriff auf ein Menschenleben, nirgends einen Mord zugelassen hat, so leicht auch ein solcher unter den bewaffneten Armen aufgeregter Haufen hätte vorfallen können. Diejenigen Herrn des Rathes und Schöppenstuhles, welche die öffentliche Meinung am stärksten angeklagt hatte, beson-

*) Es liegen sogar Versicherungen vor, daß Fettmilch den gefangen gehaltenen Mitgliedern des Rathes ein geheiztes Zimmer (es war nemlich etwas rauhe Witterung) und andere Bequemlichkeiten verstattet habe, woraus hervorgeht, daß seine Absicht keineswegs dahingegangen ist, irgend eine Gewalt an Leben und Eigenthum von Personen auszuüben, sondern nur die Inhaber der Regierungsmacht so lange zu suspendiren und an reactionären Maßregeln zu hindern, bis die städtischen Reformen durchgeführt seien. Diese Gefangenhaltung betrug nur wenige Tage, war sehr rücksichtsvoll und endete mit möglichst schneller Freilassung. Man vergleiche aber diese humane Gefangenhaltung mit der gegen Fettmilch ergangenen jahrelangen Inquisition und schaudervollen Verurtheilung, sowie in späterer Zeit mit den Gefängnißqualen eines Silvio Pellico in den Bleikammern von Venedig und in der neuesten Zeit mit jenen des Pfarrers Dr. F. L. Weidig im Großherzogthum Hessen unter der zerstörenden Kerkergewalt eines Untersuchungsrichters, wie Georgi war, und man wird, wo die Geschichte ihre Urtheile der Nachwelt übergiebt, nicht zweifelhaft sein können, auf welcher Seite der Zweck edler und das Verschreiten humaner war.

ders aber der Junker von Uffstein und sein Anhang waren beim ersten Zeichen der Gefahr aus der Stadt entflohen und sollen sich nach Prag zu Kaiser Matthias begeben haben, um von dorther die wirksamste Hilfe gegen den kühnen Lebküchler zu erwirken; während die Zurückgebliebenen sich dem neuen Herrscher unterwarfen, welcher mit fester Hand überall eingriff, wo es Noth that. Hiernächst ließ er auch sofort bekannt machen, daß der alte Rath abgesetzt und eine neue Regierungsform mit der erforderlichen freien Wahl solcher Bürger, die zum Rathe die tüchtigsten seien, eingeführt werden solle. Diese Bekanntmachung wurde mit tausendstimmigen Hurrah begrüßt und damit war die Umwälzung des ersten Tages vollendet.

Am folgenden Morgen schritt Fettmilch auf der betretenen Bahn weiter fort. Es lag in seinem tief gekränkten Rechtsgefühle, daß er, um solchem genug zu thun, die gelegene Zeit ergriff, einen Akt der Rache auszuüben, den er für gerecht hielt. Man sah ihn daher hinauszieh'n vor das Bockenheimer Thor, umgeben von vielen rauflustigen Gesellen, die zum Theil mit Waffen von allerhand Art, zum Theil auch mit Werkzeugen der Zerstörung versehen waren. Diese führte er vor die Villa des mit seiner ganzen Familie entflohenen Junkers Hans von Uffstein, ließ das eiserne Stacketenthor einrennen, ohne daß es von Jemand wäre vertheidigt worden. Denn auch die Dienerschaft hatte die prächtige Villa ihrem Schicksale überlassen und war vor dem Volksstrom ge-

flüchtet, welcher sich mit wildem Geschrei hineinwälzte. Hier erfüllte ein Gemisch von Wehmuth und Ingrimm die Seele des leidenschaftlichen Lebküchlers, als er den Gartenraum wiedersah, der einst sein Eigenthum war, worin sein liebliches Landhäuschen stand, der Spielplatz seiner eignen Kindheit, der Erholungsplatz seiner Familie, und welcher durch Rechtskniffe und durch die Macht des Goldes und des Adels ihm entzogen worden war. Alle Furien des Zornes und der Rache wachten in ihm auf, als er die Bildsäulen erblickte, womit der Junker diesen Raum gleichsam zum Hohne für den früheren rechtmäßigen Besitzer geschmückt hatte. Gegen diese Bildsäulen des Farnesischen Herkules, der mediceischen Venus, der laufenden Atalante, der jagenden Diana, des schlafenden Endymion, des Jupiter Olympius, des Bachus u. A. wendete sich zuerst auf des Lebküchlers Wink die Zerstörungswuth. Sie wurden alle umgestürzt, verstümmelt und zerschlagen, und lautes Jubelgeschrei begleitete den Fall derselben. Dann ging es an das prächtige Landhaus. Fackeln erschienen, um den rothen Hahn darauf zu setzen; allein Fettmilch schüttelte mit dem Kopfe zum Zeichen seiner Mißbilligung, vermuthlich weil er besorgte, daß das Feuer weiter um sich greifen könnte, als zu berechnen war, und die Fackeln erloschen. Dagegen gab das Nicken seines Kopfes zu versteh'n, daß jede andere Art der Zerstörung gerechtfertigt sei; und nun wurden die Fenster eingeschlagen, die goldberahmten Spiegel zertrümmert, die

kostbaren Möbel durch die Fensteröffnungen herausgeworfen, die Gobelintapeten von den Wänden heruntergerissen und alles, was sonst zerstörbar war im Hause, so wie im Garten, sammt allen Bäumen und Anlagen demolirt. Im behaglichen Gefühle gesättigter Rache überblickte Fettmilch den Schauplatz der Verwüstung and sagte zu seinen Begleitern, dem Schreiner Gerngroß, dem Schneider Schopp, dem Färber Ebel, die fast nicht von seiner Seite wichen und ihm als Adjutanten dienten, die merkwürdigen Worte, welche seine ganze Empfindung verriethen: „Das war eine That wohlverdienter gerechter Vergeltung. Möge sie ein warnendes Denkmal für Andere sein. Es bleibt nun noch übrig, eine Schandsäule zu errichten auf dieser Stätte, zum Andenken an die Gräuel einer bestechlichen und verderbten Rechtspflege und die Stelle mit Salz zu bestreuen zum Zeichen, daß hier nimmer ein gedeihlich Gewächs hervorkeimen solle.“

Es sei hier erlaubt, eine kleine Parallele zwischen diesem Aufstand und jenem zu Neapel einzuschalten, welcher 33 Jahre später ausbrach und welthistorisch geworden ist. Hier wie dort war der Ursprung gleich. In Frankfurt verlangte man die Auslieferung und Ausführung kaiserlicher Privilegien von Sigismund und Wenzel: in Neapel die Gunstbriefe von Kaiser Maximilian I. und Karl V. — In Frankfurt lag die nächste Veranlassung in den Verschwendungen der Regierung, in der Veruntreuung der Staatsgelder zu verkleideten Wuchergeschäften und in der Vermehrung von Abgaben. Ebenso in Neapel, wo sogar

die nothwendigsten Lebensmittel mit Steuern belastet waren. — In Frankfurt errang der Aufruhr ebenso rasche Erfolge, wie in Neapel. Hier wie dort waren Männer aus dem Volke die Hauptanführer, nur mit dem Unterschied, daß Masaniello in Neapel nach dem Gelingen des Aufstandes in Raserei und Narrheit verfiel und wie ein wildes Thier niedergeschossen wurde, Fettmilch in Frankfurt aber seinen festen, besonnenen Charakter unter allen darauf folgenden Wechselfällen, sowie einen hohen unbezwinglichen Muth bis zu einem schaudervollen Tod auf dem Blutgerüste bewiesen hat.

Die Frage aber, ob denn wirklich die nächste Veranlassung zu solchen Unruhen an den Persönlichkeiten und Arten der Regierung gelegen, wird sich jeder leicht beantworten können, der die Umstände und den Geist jener Zeit kennt. Gewiß ist, daß namhafte Chronikschreiber, besonders der sehr verdiente Historiker Pfarrer Dr. Anton Kirchner in seiner „Geschichte der freien Stadt Frankfurt“ von jenem Zeitabschnitt, welcher dem Aufruhr unmittelbar voranging, und von der Regierungsart in dieser Periode ein sehr klägliches Bild entwirft. — Siehe das Kapitel: „von der Verschlechterung der Regierung der Stadt“ in Kirchner's Geschichte 2. Bd. Seite 354 u. f.* — Ebenso hatte der Kaiser auf die zahlrei-

*) Diese treffliche Ortsgeschichte reicht, soviel dem Verfasser bekannt, blos bis zum Jahre 1612, wo die ersten Symptome des großen Aufruhrs sich zeigten. Man findet

chen Beschwerden der Bürgerschaft gegen die Regierung ausdrücklich in einem Rescripte gesagt: daß er untersuchen lassen wolle, was der Rath peccirt, ohne daß es aber zu einer wirklichen Untersuchung wider die schuldigen Regierungsmitglieder gekommen zu sein scheint. Desto sicherer aber dürfte daraus hervorgehn, daß der Aufruhr eine, durch Regierungssünden hervorgerufene Naturnothwendigkeit war, die am Ende, nach Erschöpfung aller Beschwerden auf den Wege der Petition, auf Entfernung der unwürdigen und schädlichen Regierungsmitglieder hinarbeiten mußte, um den Staat in seinen Quellen und Kräften nicht sinken zu lassen, und wenn man auch die bestehende Lehre bekennen wollte, daß kein Unterthan auf dem Wege eigenmächtiger und gewaltsamer Selbsthilfe wider die bestehende Obrigkeit vor-

---

hier eine kurze Schilderung von der kläglichen Art, wie die Regierung der Stadt, von der feilen Art, wie die Justiz, und von der genußsüchtigen und habgierigen Art, wie die Verwaltung der Finanzen gehandhabt und das städtische Wesen in große innere Zerrüttung gebracht worden ist. Es wird zugleich von dem vortrefflichen Geschichtsschreiber Dr. Kirchner die Fortsetzung des Werkes in einem dritten Bande verheißen mit einer beigefügten Note, daß man doppelte und dreifache Belege für das Verderbniß der Regierung aus den Akten des großen und folgereichen Kampfes zwischen Rath und Bürgern vorbringen könnte. Nur ist es Schade, daß dieser dritte Band noch nicht erschienen zu sein scheint. Man würde alsdann eine gewichtige Autorität für die Annahme gehabt haben, daß Vincenz Fettmilch in manchen Punkten als Märtyrer für eine gerechte Sache gefallen sei.

gehn dürfe, — eine Lehre, die überall auf der Voraussetzung beruht, daß die Obrigkeit mit Wissen und Willen kein Unrecht thun könne, so wird man doch bei genauer Prüfung der Zeit zugeben müssen, daß, wenn Fettmilch einen so verderbten Regierungszustand ändern wollte, dieses weit mehr für einen patriotischen Eifer anzusehen war, denn für ein Verbrechen, welches mit einer unerhört grausamen Todesstrafe belegt worden ist, die auf Jahrhunderte hinaus einen beschimpfenden Charakter haben sollte.

Noch eine That ist diesem Lebküchler Vincenz Fettmilch zur Last gelegt worden, welche, wenn sie wahr wäre, allerdings nicht ungestraft bleiben konnte. Es ist die Stürmung der Judengasse und die Vertreibung vieler Juden aus Frankfurt. Es ist wahrscheinlich, daß Fettmilch gegen den Judenmetzger Lob Sonneborn eine Abneigung hatte, weil er gegen diesen den Verdacht hegte, er habe ein ihm nahestehendes Christenkind getödtet. Es ist möglich, daß er auch gegen viele andere Juden erbittert war, weil damals allgemein behauptet wurde, sie ständen in geheimen Verbindungen und Wuchergeschäften mit Herrn des Rathes und hätten Theil an den Veruntreuungen der Staatsgelder, die sie sich hätten aus öffentlichen Kassen als Kapitalien gegen hohe, in die Privatseckel der regierenden Herrn fließende Zinsen, zum Betrieb ihrer Geschäfte darleihen lassen.* Dieses allgemein verbreitete Gerücht hatte

*) Auch dieser Punkt ist mehr als bloße Vermuthung und

die herrschenden Zeitvorurtheile gegen die Juden noch höher gesteigert, wozu noch kam, daß man damals in

klingt schlimm genug für den Geist der damaligen städtischen Regierung. Man lese Dr. Kirchner's erwähntes Geschichtswerk Seite 339, wo er solche Veruntreuungen von Staatsgeldern zu verkleideten Wuchergeschäften zwischen Mitgliedern des Rathes und der Judenschaft als öffentliche Behauptungen der damaligen Zeit erscheinen läßt und sich namentlich auf eine damals vielgelesene Schrift des Advokaten Dr. Cäsar beruft, welche den Titel führt:

„Der Judenspiegel, zur Meßkram gemeiner Thalmudischer Judenschaft allen und jeden hohen und niedern Stands Obrigkeiten vor eine Prob: Allen und jeden Amtsverwaltern, Richtern und Räthen vor eine Handhab: Allen und jeden Unterthanen, Bürgern und Bawern, Jungen und Alten, Mann und Weibspersonen vor ein Exempel und Spiegel dargestellt u. s. w."

Von diesem Dr. Cäsar sagt der Geschichtschreiber Kirchner: er habe den Grund der Klagen von Amtswegen gekannt und nachdem er als Verfasser dieser Schrift entdeckt worden, seinen Dienstabschied erhalten. Diese Schrift, welche im Jahre 1611, also kurz vor dem Ausbruch des Aufstandes wider Rath und Judenschaft, erschien und als ein treffendes Gemälde öffentlicher Zustände auf die Bevölkerung einen mächtigen Eindruck machte, hat am meisten zum Ausbruch der Judenverfolgung beigetragen. Keineswegs aber durfte die Entstehung und Ausführung dieses tumultuarischen Ereignisses auf den unglücklichen Lebküchler Fettmilch übergeschoben werden, dessen Wille und Macht nicht hinreichend war, die Erstürmung der Judengasse durch das aufgeregte Volk zu hindern. Will man von einer schuldbaren Veranlassung reden, so muß man sie in der Regierung selbst suchen, welche, wie auch an anderen Orten geschehen, ihre eignen Sünden am Volke und dessen Führern gestraft hat.

vielen Klubbs die sogenannte Judenfrage behandelte: 1) in Ansehung ihrer Absonderung von allen andern Völkern, deren Verachtung und Beherrschung noch aus den Zeiten des alten Bundes stammen sollte; 2.) in Ansehung ihres Messiasglaubens, nach welchem das jüdische Volk zur Herrschaft über alle andern Völker der Erde gelangen soll; 3.) in Ansehung ihres orientalischen Vaterlandssinnes, nach welchem nur Jerusalem die eigentliche verheißene Heimath, dagegen jedes andere Land auch für die darin gebornen Juden ein fremdes sei; 4.) in Ansehung des Strebens, sich von allen andern Völkern rein zu erhalten, jede politische Gleichstellung als eine gefährliche Wohlthat zu verabscheuen, weil der Zaun des Gesetzes wegfalle und um das zu verhüten, selbst im gedrückten Zustande desto eifriger zusammenzuhalten; 5.) in Ansehung des feststehenden Unterschiedes der Sprache, nemlich der hebräischen, der Kleidung, nemlich der Nationaltracht, und der Speisegesetze, in deren Folge die Juden mit keinem Christen zusammenessen, kein christliches Gasthaus besuchen und sogar die Gefäße der Christen als unrein anzusehen hatten. Genug solche Erörterungen waren auch in die untern Schichten der Bevölkerung gedrungen und hatten jenen Haß und jene Verfolgungen gegen die Juden hervorgerufen, welche als traurige Denkmäler blinder Religionswuth in der Geschichte stehen. Dagegen haben namhafte Chroniken berichtet, daß Vincenz Fettmilch den wenigsten Antheil daran gehabt, daß wilde Pöbelhaufen weit über seinen Willen und

seine Absichten hinausgeschritten seien und er ungeachtet seiner Herrschaft über die Massen, doch nicht im Stande gewesen sei, die Excesse gegen die Juden zu verhindern. (Siehe: die neue Frankfurter Chronik, Ausgabe vom Jahre 1828. Seite 221.)

Denn als er nach vollbrachter Zerstörung der Villa des Junkers von Ufffstein in die Stadt zurückkehrte, war bereits der Angriff auf die Judengasse geschehen; waren von zornglühenden Volksmassen bereits die Schranken durchbrochen, womit die Judengasse abgesperrt war; waren die Fenster vieler Judenhäuser zertrümmert, die Thüren erbrochen, die Trödlerbuden eingeschlagen, mancherlei Plünderungen vollbracht und viele Juden in solche Angst versetzt worden, daß sie händeringend und wehklagend die Gasse ihrer Väter verließen und fünfzehnhundert jüdische Personen auf Schiffen den Main hinunterflüchteten, um dem Verderben zu entgehen.

Sechszehntes Kapitel.

Ein Held im Kampfe für die Volksrechte.

Nach gelöschtem Rachedurst an Solchen, welche Fettmilch für die Schuldigen hielt, zeigte er sich als Diktator der Stadt, ließ die Thore nach Gefallen öffnen und schließen, ertheilte Geleitsbriefe, gebot die längst begehrten kaiserlichen Privilegien in dem Ar-

chive aufzusuchen und wieder in Geltung zu setzen, schrieb nach Anleitung derselben neue Wahlen zu den Rathsstellen aus, nachdem der alte Rath abgesetzt und außer Wirksamkeit gebracht worden war, und beherrschte von nun an das bewaffnete Corps der Stadtknechte, darunter den Hahnenkamm und Wolfszahn, die dem neuen Herrscher ebenso eifrig dienten, als vorher dem alten Rath. Und nachdem er dafür gehalten, daß die neue Ordnung der Dinge festgegründet und der neugewählte Rath so organisirt sei, daß die Regierung der Stadt besser gedeihen könne, kehrte er ruhig und bescheiden zu seiner Kuchenbäckerei zurück und glaubte im Schooße seiner Familie friedlicher Tage genießen zu können. Uebrigens sah man ihn öfters des Abends an dem geöffneten Fenster seines Wohnhauses in der Töngesgasse stehen, um Beschwerden der Bürger anzuhören und dieselben, soviel von ihm abhing, zu erledigen.

Allein die Tage der Ruhe kehrten nicht wieder. Er hatte eine mächtige Parthei gegen sich, die es ihm nicht vergeben konnte, daß sie durch ihn ihrer Vorrechte beraubt worden war, und die daher Alles aufbot, was sie vermochte, den alten Stand der Dinge wiederherzustellen. Es war die Parthei des alten vertriebenen Rathes, der adlichen Häuser von Limburg und Frauenstein und aller derer, welche aus dem alten Stand der Dinge Vortheile gezogen, eine Parthei, die auch am kaiserlichen Hofe Einfluß hatte und denselben unablässig benutzte, den verhaßten kühnen Lebkuchenbäcker zu stürzen. Dieser kannte die Gefahren

zu gut, die ihm drohten, den Reactionsplan, der bis nach Prag geschmiedet wurde, wohin auch der Junker von Ufſſtein geflüchtet war, als daß er sich der Sorglosigkeit überlassen hätte. Nie ging er anders aus, als wohlbewaffnet mit Degen und Pistolen. Nie hat man ein Zeichen der Furcht und Schwachheit an ihm gesehen. Nie hat man etwas anderes von ihm gehört, als den Entschluß, für die Sache der Bürger als Mann zu stehn und zu fallen. So stand er als Wächter der Stadt auf der Warte und wankte nicht, als des Kaisers Macht drohend wieder ihn erschien.

So geschah es, daß am 28. Sept. 1614 ein Herold des Kaisers Matthias in Frankfurt eingeritten ist, welcher unter großem Zulaufe des Volkes und nicht ohne persönliche Gefahr, gegen Vincenz Fettmilch, Konrad Gerngroß, und Konrad Schopp als die Hauptanführer des Aufruhrs, öffentlich die Acht ausrief und allen öffentlichen Gewalten gebot, dieselben in Haft zu bringen, wo man ihrer habhaft werden könne. Zugleich waren auch der Landgraf von Hessen-Darmstadt und der Churfürst von Mainz beauftragt worden, die Acht zu vollziehen, wenn die Stadtbehörden in Frankfurt dazu nicht vermögend wären. Besonders war es dabei auf Fettmilch abgesehn, von dem man wußte, daß er den Muth hatte, der kaiserlichen Acht zu trotzen und daß die übrigen Geächteten nur in ihm überwunden werden könnten. Ungeachtet dieser drohenden Gefahr wegen Abschwörung der Urfehde, d. h. wegen Landesfriedensbruches verhaftet, seinen zuständigen Richtern in Frankfurt,

die ihn vielleicht milder behandelt hätten, entzogen und in den Bann einer auswärtigen Richtergewalt geliefert zu werden, verließ er seine Vaterstadt keinen Augenblick und wagte den ungleichen Kampf, worin man wenigstens seine heldenmüthige Ausdauer bewundern muß, auch wenn man die Unantastbarkeit der Regierung und die Lehre vom leidenden Gehorsam der Unterthanen annehmen wollte, eine Lehre, die übrigens der Natur aller Dinge widerstrebt.

Es war Absicht, sich des entschlossenen Lebküchlers in einer Weise zu bemächtigen, daß die Bevölkerung nichts davon erführe und des geächteten Mannes Anhang nicht in Aufregung gebracht würde. Man hielt es auch für zu gewagt, ihn auf offener Straße, wo er immer in voller Waffenrüstung erschien, oder in seinem Hause in der Töngesgasse anzugreifen, weil man sich überzeugt hielt, daß er dasselbe auf Leben und Tod vertheidigen würde. So hatte man durch Kundschafter erfahren, daß er auf einen Sonntag im Monat November des genannten Jahres 1614 in das Haus eines Bürgers Theobald Strauch auf der Gellnhäuser Gasse zu Gast geladen sei und die Einladung angenommen habe. Weil man glaubte, annehmen zu können, daß er als Gast ohne Waffen erscheinen würde, so wurde beschlossen, diese Gelegenheit zu seiner Verhaftung zu benutzen. Man ließ sofort das besagte Haus von Stadtknechten umzingeln und den geächteten Mann auffordern, sich der bewaffneten Macht zu ergeben. Allein dieser, der auf alle Fälle gerüstet war, hatte seine gewohnten Waffen

auch als Gast bei sich und konnte nicht eher überwältigt werden, als bis er sein Pistol auf die Angreifenden abgefeuert und Mehrere derselben nicht unerheblich verwundet hatte. So wurde er in Ketten und Banden auf den Bornheimer Thurm gebracht, wo man ihm ein enges Verließ hinter einem Eisengitter vor den Fenstern anwies. Allein noch war dieser verhängnißvolle Tag nicht vorüber und kaum waren die Stadtknechte abgezogen, als Fettmilch aus seinem Kerker das versammelte Volk anredete. — — „Wie!“ rief er durch's Eisengitter, „ihr steht hier und sehet müssig zu, wie ein Bürger der Stadt, der nur die Rechte der Bürgerschaft gewollt hat, durch fremde Söldlinge wie ein Missethäter gefangen und eingekerkert wird, um eines schmähligen Todes durch auswärtige Gerichte zu sterben. Wohlan! so ergreifet die Waffen, berennet diesen steinernen Thurm; schmettert die Eisenpforte ein und befreiet einen Bürger der Stadt, der nur für das Gemeinwohl aller gelebt, gewirkt und geduldet hat.“ Da erhebt sich ein dumpf Gemurmel im Volke und geht zum wilden Tumulte über. Mit Brecheisen, mit Aexten und anderen Werkzeugen bewaffnen sich unzählige Arme, die Wache des Thurmes wird überwältigt. Die Eisenpforte weicht unter den mächtigen Schlägen. Die Ketten des Gefangenen fallen und der Lebküchler wird im Triumphe durch die Stadt getragen und bis in sein Haus in der Töngesgasse gebracht.

Siebzehntes Kapitel.

Die Macht der Reaction.

Für den Rest des Tages werden neue und noch viel stärkere Rüstungen getroffen, den gefürchteten Mann zu überwältigen, der unerschütterlich seine Vaterstadt behauptet. In der darauf folgenden Nacht brennen Feuerpfannen fast in allen Straßen. Alle Wachen werden verstärkt, alle Plätze mit Ketten abgesperrt, alle Versammlungen des Volks bei schwerer Strafe verboten. Denn am nächsten Morgen soll durch die bewaffnete Macht Fettmilchs Haus in der Töngesgasse gestürmt werden; wozu alle Vorbereitungen getroffen sind.

Dagegen hat auch Fettmilch alle Vorkehrungen zur mannhaftesten Gegenwehr getroffen, ohne sich zur Flucht verstehen zu wollen, wozu er in dieser Nacht noch Zeit gehabt hätte. Da hieß es in allen benachbarten Häusern, welche in der Nähe von Fettmilchs Haus gelegen waren: der geächtete Mann habe mehrere Tonnen Pulvers in seinem Hause, viele Waffen, und sogar einen Kuchenmörser zu einer Karthaune eingerichtet, indem er den Mörser mit Pulver und Kartätschen geladen und hinten ein Zündloch gebohrt habe, womit er auf die bewaffnete Macht feuern würde, wenn sie anrücken sollte und worauf er im äußersten Falle sein Haus und sich selbst mit Pulver

in die Luft zu sprengen entschlossen sei. Aus Furcht vor einem solchen Ereigniß hatte die ganze Nachbarschaft ihre Häuser geräumt. Wirklich hat auch Fettmilch sein Weib und seine Kinder aus dem bedrohten Hause entfernt, rührenden Abschied von ihnen genommen und nur seine Freunde Schopp, Gerngroß und Ebel bei sich behalten, um vereint mit diesen sein Haus bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

Wie vorausgeseh'n, zieht am gedachten Morgen ein Fähnlein bewaffneten Fußvolks vom Römerberge her in mehreren Abtheilungen theils durch die Schnurgasse, theils durch den sogenannten Trierschen Hof bis vor Fettmilch's Haus, wo der todesmuthige Lebküchler wohlbewaffnet und in drohender Haltung mit brennender Lunte neben dem geladenen Mörser am Eingange seines Hauses steht und Miene macht, seinen Mörser beim ersten Angriffe, der gescheh'n würde, loszufeuern. Zu gleicher Zeit zeigen sich an den Fenstern des dritten Stocks vier, mit Musketen bewaffnete Männer, die erwähnten Freunde, welche man Fettmilch's Leibwache nennt. Selbst die Befehlshaber der bewaffneten Macht finden es bedenklich, das Haus mit Gewalt stürmen zu lassen, weil sie eine Pulverexplosion und die Zertrümmerung benachbarter Häuser befürchten. So steht der geächtete heldenmüthige Mann, wie ein Leonidas, am Eingange seines Hauses, um mit bewaffneter Hand zu sterben. Weil aber die bewaffnete Macht Befehl hat, mit Schonung der benachbarten Häuser den Leb-

küchler lebendig zu ergreifen, so gelingt es etlichen bewaffneten Stadtknechten durch ein benachbartes Haus mit großer Lebensgefahr über das Dach in Fettmilch's Haus zu kommen. Jetzt hört man im Innern Musketenschüsse fallen. Zugleich erkennt Fettmilch, daß sein Haus von einer anderen Seite her angegriffen sei, wendet sich um, die Stiege hinauf zu eilen, womit der Eingang blos gestellt ist. Dieser günstige Augenblick wird von der bewaffneten Macht benutzt. Sie dringt ein und es gelingt ihr, den gewaltigen Mann sammt seiner Leibwache nach der hartnäckigsten und verzweifeltsten Gegenwehr zu überwältigen und in Ketten und Banden unter einer starken Bewachung auf die feste sogenannte Katharinenpforte gefangen zu setzen.

Achtzehntes Kapitel.

Das Bluturtheil.

Es scheint die Besorgniß obgewaltet zu haben, daß ein neuer Volksaufstand zur Befreiung des Lebküchlers und seiner Freunde ausbrechen, und daß das eigentlich zuständige Frankfurter Gericht zu mild und rücksichtsvoll verfahren könnte. Es war daher die Aburtheilung der Sache vor ein auswärtiges,

nicht zuständiges Gericht verwiesen worden. So wurden die unglücklichen Männer in wohlverwahrten Kutschen unter starker Bewachung zuerst nach Höchst a. M.,* und weil man hier den Einfluß der nahegelegenen Stadt Frankfurt fürchtete, sofort nach Aschaffenburg gebracht, wo ihr Proceß durch kaiserliche Commissarien, vermuthlich Darmstädtische und Kurmainzische Regierungsbeamten, begann und bis zum Februar des Jahres 1616 währte.

Das Endurtheil lautete äußerst grausam und war für die Verurtheilten mit einem beschimpfenden Charakter auf Jahrhunderte hinaus behaftet. Es lautete nemlich dahin: daß

1. Vincenz Fettmilch, Bürger und Lebkuchenbäcker zu

---

*) Nach einer anderen Quelle sind die Gefangenen in das feste Schloß nach Rüsselsheim a. M. durch Bauer von Eiseneck, Führer der bewaffneten Macht, escortirt worden, und soll von demselben noch ein Bericht über diese gefängliche Abführung vorhanden sein, nach welchem Fettmilch bei der Uebersetzung über den Main bei Schwanheim flehentlich um Schonung seiner Frau und Kinder gebeten habe. Hierin, und daß er nicht für sein eignes Leben um Gnade bat, zeigte sich der zärtliche Sinn, welchen er für seine unschuldige Familie hatte, sowie die Furchtlosigkeit um sein eignes verhängnißvolles Schicksal, die er bis zu seinem grauenhaften Tode bewies. Besonders aber leuchtet daraus hervor, wie richtig er die reactionäre Schreckensherrschaft seiner Feinde am Ruder voraussah, welche in den Untergang eines Mannes eine ganze Familie sammt vielen Andern verwickeln konnte, wie wirklich gescheh'n ist.

Frankfurt a. M. als Hauptanführer des bewaffneten Aufstandes im Jahre 1614 und weil er sich a) zum Regenten der Stadt aufgeworfen, b) den Rath abgesetzt, c) die Judengasse gestürmt, d) die Geschütze aus dem Zeughause auf die Wälle der Stadt geführt, e) der bewaffneten Macht sich widersetzt und solche bekriegt habe,

zum Tode durch Enthauptung dergestalt zu verurtheilen sei, daß ihm zuvor die zwei Vorderfinger der rechten Hand abgehauen, nach geschehener Execution sein Körper auf einer, mit unvernünftigen Thieren (Ochsen) bespannten Schleife zum Wasenplatz gebracht, dort in vier Stücke zerlegt, der abgehauene Kopf auf einem der Thürme der Stadt mittelst einer eisernen Stange aufgesteckt, die zerlegten Viertheile seines Körpers nach den vier Weltgegenden vor den Thoren der Stadt an Schnappgalgen aufgehängt, seine gesammte Familie (Weib und Kinder) auf immer aus der Stadt verwiesen, sein Haus in der Töngesgasse geschleift und auf dieser Stätte eine Schandsäule mit derjenigen Inschrift errichtet werden solle, worauf seine Verbrechen von der Nachwelt zu lesen seien.

2. seine Gehilfen, Konrad Schopp, Schneider; Konrad Gerngroß, Schreiner; und Georg Ebel, Färber; zu gleicher Strafe der Enthauptung und des Verlustes der beiden Vorderfinger, jedoch unter Erlassung der Schleifung durch Ochsen zur Richtstätte zu condemniren seien.

3. die übrigen Theilhaber am Aufstande, nemlich Adolf Cantor, Peter Mutschir, Herrmann Geiß bloß zu enthaupten und auf dem Richtplatz zu begraben; die minder Gravirten aber, neun an der Zahl, mit Ruthen auszupeitschen seien.

Dieses schaudervolle Bluturtheil liegt dem Spruch der Geschichte vor, und es fragt sich, ob es nicht von unnützen Grausamkeiten überfüllt und als ein solches anzuseh'n ist, wozu ein auswärtiges, willkürlich zusammengesetztes Gericht nicht zuständig und spruchkräftig war; — ob, wenn ein Aufruhr durch das offenkundige Verderbniß einer Regierung hervorgerufen ist, Fettmilchs Verbrechen so groß gewesen sind, daß sie das höchste, an Barbarei gränzende, Strafmaaß verdient haben; — ob alle Excesse, welche von zügellosen Pöbelhaufen an den Juden verübt worden sind, ohne daß Fettmilch sie hat verhindern können, ihm allein zugeschoben und mit unerhörter Schärfung an seinem Leib und Leben bestraft werden konnten; — ob derjenige Theil des Urtheils, welcher verfügt, daß die Stücke des geviertheilten Leichnams an Schnappgalgen vor den vier Thoren der Stadt aufgehängt werden sollen, nicht für das gesammte Publikum ein ekelhafter Anblick, sowie für den Geruch eine empfindliche Plage sein und für den Gesundheitsstand eine nachtheilige Wirkung haben mußte; — ob eine unschuldige Familie für das, was der Gatte und Vater gethan hat, verantwortlich gemacht und ihres Heimathrechtes für immer verlustig erklärt werden kann; — ob eine Strafe sogar auf leblose Gegen-

stände, die mit einem begangenen Verbrechen nichts gemein haben, also hier auf Schleifung eines Wohnhauses, ausgedehnt und damit Wittwen und Waisen ein Vermögensverlust auferlegt werden dürfte; — ob es in den Fähigkeiten menschlicher Richter liegen könne, das Andenken eines Hingerichteten mittelst Errichtung einer Schandsäule auf Jahrhunderte hinaus zu beschimpfen, während das spätere Urtheil der Geschichte ein anderes sein kann, wie denn auch Irrthümer, Vorurtheile und Leidenschaftlichkeiten in solchen Richtersprüchen schon mehr wie einmal wider Recht und Menschlichkeit gesündigt und den alten Satz bestätigt haben, wie Justiz und Recht ebenso verschieden sein können, als Dogmatik und Christenthum.

Was die Gefangenen in den geheimen Kerkern zu Höchst und Aschaffenburg während ihrer jahrelangen Haft unter solchen Richtern leiden mußten, darüber ist kein Laut über die vier Mauern der Kerker hinausgekommen. Doch mag diese Kerkerhaft dem ergangenen Bluturtheile angemessen gewesen sein.

Es war am 27. Februar des Jahres 1616, da hat man auf dem Roßmarkt der Stadt Frankfurt ein schwarz ausgeschlagenes Gerüst gesehen, welches zur Verkündigung des Todesurtheils bestimmt war. Das daran stoßende Gebäude, welches der Roßzoll genannt wurde, war ebenfalls mit schwarzen Tüchern behangen und befanden sich in einem Zimmer desselben die kaiserlichen Commissarien, durch welche das Urtheil verlesen werden sollte. Mehrere Fähnlein Reiter und Fußvolkes aus Darmstädtischen und Kurmainzischen Truppen säumten den Platz ein, um neue Unordnungen zu verhüten. Gegen zehn Uhr Vormittags kamen die Gefangenen, an Händen und Füßen mit Ketten geschlossen, auf vier Wagen unter starker Bedeckung in Frankfurt an und wurden auf den Roßmarkt zu der für sie zur Anhörung des Urtheils bestimmten Bühne gebracht. Zu gleicher Zeit wurden alle Thore der Stadt geschlossen, alle Wachen verstärkt und die scharf geladenen Geschütze auf den Wällen der Stadt zugekehrt. Vom Roßzoll herab wurde den Gefangenen und zwar jedem einzeln sein Urtheil verlesen, die Vollziehung desselben aber schon auf den folgenden Tag unter Trommelschlag bekannt gemacht. Die meisten der Verurtheilten behielten ihre Fassung, besonders aber Fettmilch, der nicht Farbe wechselte, vielmehr, im Bewußtsein für eine gerechte Sache zu fallen, das Ende der harten Gefangenschaft durch den Tod zu wünschen schien. Nur

über einen Punkt in seinem Urtheil äußerte er Beschwerde, nemlich daß sein Körper wie ein gefallen Stück Vieh durch Ochsen zum Wasenplatz geschleift und dort in vier Theile zerlegt werden sollte. Darin erblickte er eine Verletzung der menschlichen Würde und nahm den Augenblick wahr, sich solche Schmach an seinem Leibe zu verbitten, was aber keine Aenderung des Urtheils zur Folge hatte. Außer den zum Tode Verurtheilten, Sieben an der Zahl, wurden neun andere Delinquenten, meist aus dem Gesellen- und Handwerkerstand, für minder gravirt angeseh'n und zur Auspeitschung durch den Scharfrichter verurtheilt, sowie zu einem Eidschwur, daß sie weder das Weichbild der Stadt Frankfurt, noch die Landgrafschaft von Hessen-Darmstadt, noch die Lande von Kurmainz betreten dürften!

Nach Verkündigung des Urtheils wurden die zum Tode verurtheilten Sieben in die, nächst dem Roßzoll gelegene Sanct Maternkapelle geführt, um dort zum Tode nach christlichem Brauche vorbereitet zu werden. Ein Spalier von bewaffneten Stadtsoldaten in grauen Uniformen ging in doppelten Reihen von der Bühne bis zum Eingange der Kapelle, durch welche die Verurtheilten in Ketten und Banden geführt wurden. Fettmilch kam zuletzt. Bei seinem Eintritt in die Kapelle entstand plötzlich ein heftiges Geräusch. Ein bleiches abgehärmtes Weib in schwarzer Wittwenkleidung und mit aufgelösten wild flatternden Haaren, suchte durch das Spalier zu drängen und wurde mehrmals mit Hellebarden zurückgewiesen.

Endlich gelingt es ihr, durchzudringen. Sie ist Fettmilch's Ehegattin, die ihre Kinder an der Hand hält. Mit lautem Schluchzen umschlingt sie den Unglücklichen. Alle Umstehenden scheinen gerührt. — — „So muß ich Dich endlich wiederseh'n!" weint sie laut; „ach, Vincenz! mit Ketten und Banden belastet und zum schmählichsten Tode verdammt, darf ich Dich jetzt zum letztenmale umarmen. — — Ach Gott! erbarme Dich — — — erbarme Dich der verbannten Wittwe, der verstoßenen Kinder, die ihre Vaterstadt auf ewig meiden müssen, nachdem diese das Blut ihres Vaters vergossen hat." — Ihr lautes Schluchzen dringt convulsivisch aus der gepreßten Brust hervor. Auch Fettmilch ist tief erschüttert und hält das treue jammernde Weib umschlungen. — — „Fühle" sagt er endlich und hält der Gattin Hand an die Brust; „fühle an mein Herz, ob es schlägt, ob ich bebe vor dem Tode, an dessen dunkler Pforte ich stehe. O Margaretha! Du kennst mein Herz und mein ganzes Leben; Du weißt, daß ich ein fleckenloses Andenken hinterlasse. Darum sei stille, liebe Margaretha! bleibe ruhig und tröste Dich mit Gott! Tröste Dich damit, daß ich den Tod eines Mannes sterbe, der das Beste der Stadt gewollt hat." — — Von Neuem preßt ihn die unglückliche Frau an ihr Herz, während die Kinder laut jammern und schreit mit bebender Stimme: „O Gott! man will Dir den Tod noch tödtlicher, das Grab noch schauerlicher machen. — — Ach Vincenz! laß mich noch einmal die treue Hand küssen, die morgen

durch Henkershand fallen soll!" Und sie ergreift die Hand desselben und drückt sie bebend an ihre bleichen Lippen. — — — „Laß doch," entgegnet Fettmilch mit gerührter Stimme, „und wünsche mir Glück, aus einem schrecklichen Kerker und von schwerer Kettenlast auf ewig befreit zu werden." — — „Nein! ich lasse Dich nicht," schreit die Arme und ringt die Hände zum Himmel; „ich kann Dich nicht lassen!" — — — „Ach Margaretha! der Tod ist nur das kleinste Uebel; — — der Schritt ist schnell gethan; — — über den dunklen Schlund desselben baut der Glaube eine Brücke; — der Glaube an ein besseres Wiederseh'n trägt mich hinüber über den Abgrund des Todes. Darum lebe wohl für diese arme ungerechte Welt!" Und damit schließt er alle seine Kinder in die Arme. Auch die Umstehenden fangen an, zu schluchzen. Manche Hand fährt sich über die Augen. Man muß eilen, diesem erschütternden Auftritt ein Ende zu machen.

In der Kapelle selbst befanden sich mehrere Prädicanten der Stadt, um die Verurtheilten zum letzten, auf den andern Tag festgesetzten, Todesgange zu bereiten. Auch mehrere Herrn vom alten Rath und Schöppenstuhl waren zugegen, sammt dem Junker Hans von Uffstein, der von Prag zurückgekehrt war und sich an den letzten Augenblicken des unglücklichen Lebküchlers weiden zu wollen schien. Es wird sofort zur letzten Beichte geschritten, wobei ein Geistlicher sich an den Vornehmsten der Verurtheilten, nemlich an Fettmilch, mit der Frage wendet, ob er seine

Sünden, besonders aber den angestifteten Aufruhr in der Stadt von Herzen bereue, worauf dieser beharrliche Mann auch jetzt noch seine Rolle nicht wechselt, indem er trocken antwortet: „Er glaube nach seiner Ueberzeugung Recht gethan zu haben und habe Leben und Eigenthum seiner Mitbürger geschont und beschützt, soviel von ihm abgehangen. Für Alles, was außer seiner Macht gelegen, sei er nicht verantwortlich. Er werde bald vor einem höheren Richter stehen und hoffe, daß die inneren Beweggründe seines Strebens dort besser bekannt seien, als vor menschlichen Richterstühlen. Uebrigens sei ihm nur Eins leid und das wolle er aufrichtig bekennen.“ — — „Welches?“ fragt der Geistliche mit gespannter Aufmerksamkeit. Da wendet sich der unglückliche Lebküchler mit zornfunkelnden Augen nach dem Junker von Uffstein um und sagt mit heftiger Bewegung: „daß dieser Lotterbube, genannt Schöff und Junker von Uffstein, im Spätherbst des Jahres 1612 von meiner Kugel vor meinem Besitzthum nicht todt nieder gestreckt wurde, welches er unter dem Schein der Gesetze und unter Rechtskniffen an sich gebracht. Menschen dieses Gelichters, welche die Häuser der Wittwen und Waisen fressen, sollten nimmer unter den Lebenden sein.“ Ueber dieses Wort entsteht große Bewegung in der Kapelle. Aber der Uffsteiner bäumt sich stolz und trotzig auf und ruft bebend vor Zorn und Schrecken: „Also dieser war mein Mörder und ich hatte den Gärtner Maischein dafür gehalten: er sagt es selbst in seiner letzten Beichte und frevelt

noch an der Schwelle des Todes. — —" Ohne diesen einer weiteren Antwort zu würdigen, läßt sich Fettmilch hierauf die Zureden des Geistlichen gefallen, der ihn voll eindringlicher Milde und Sanftmuth daran erinnert, wie wenig es eines Christen würdig sei, sich von Haß und Rachsucht leiten zu lassen, zeigt sich auf diese religiösen Gründe bußfertig, empfängt sofort das heilige Abendmahl und wird mit den übrigen Verurtheilten in den Kerker zurückgebracht, um die letzte Nacht auf Erden im Gebete vor dem Herrn zuzubringen.

Am andern Morgen, als am 28. Februar, hörte man schon in der Frühe die Trommeln wirbeln durch die Straßen. Neun Fähnlein bewaffneter Reiter in blanken Kürassen und Haufen Fußvolks mit fliegenden Fahnen kamen von Darmstadt und Mainz und zogen zu den Thoren herein, patrouillirten durch alle Straßen und besetzten die Wälle, die Thore und alle öffentlichen Plätze der Stadt. Auch war an die gesammte Bürgerschaft der Befehl ergangen, alle Waffen bei peinlicher Strafe abzulegen und sich bei der Execution still und ruhig zu verhalten. Endlich erschienen die Wagen der Verurtheilten. Während mehrere derselben niedergeschlagen zu sein scheinen, blickt Fettmilch ruhig und ernst um sich und überschaut ohne die mindesten Zeichen von Furcht und Schwachheit die versammelte Menge von Bürgern und Truppen, läßt alsdann seine Augen auf dem schwarz behangenen Roßzoll und auf dem dort angebrachten Adler, dem Wappen der Stadt, einige Augenblicke

ruhn und steigt, als die Reihe an ihn kommt, festen Schrittes die Stufen zum Blutgerüste hinauf. Hier betrachtet er mit aller Seelenfassung jenes blanke, einem breiten Meisel ähnliche Instrument, womit durch einen Hammerschlag darauf die Finger abgehauen werden sollen, preßt die Lippen zusammen, indem er die Hand auf den Block legt und zieht, als der Schlag geschehen war, den blutenden Stumpf zurück, worauf schnell auch sein Kopf fällt.

Die ergangenen Urtheile wurden in allen Punkten vollzogen.

Vom Richtplatz zog ein Haufen Darmstädter Fußvolks mit einer Fahne, worauf der kaiserliche Adler befindlich war, unter Anführung eines Hessen-Darmstädtischen Marschalls, sammt Zimmerleuten, durch die Töngesgasse (eigentlich Antoniusgasse) vor Fettmilchs dreistöckiges schönes Wohnhaus. Dort hieb der Marschall dreimal mit seinem Schwerte in den Eckpfosten des Hauses und ein Befehlshaber des Fußvolks stieß mit einer Partisane dreimal in die Thüre, worauf das Werk der Zerstörung durch die Zimmerleute begann, bis das Haus der Erde gleich gemacht war.

Am Eingang der Mainbrücke stand damals noch ein alter Thurm, welcher mit einer überbauten Thorhalle versehen, zur Befestigung und zum Durchgang der Brücke diente. Ein ähnlicher Thurm befand sich auch über dem Eingang der Brücke auf der anderen Seite bei Sachsenhausen. Auf jenem, der jenseits zu Frankfurt stand, hat man noch eine Zeitlang die Köpfe von vier Hingerichteten, darunter den des unglücklichen

Lebküchlers Fettmilch auf eisernen Stangen in schwindelnder Höhe, ausgetrocknet von der scharfen Zugluft, stecken sehen. Ebenso waren die Viertheile von Fettmilchs Leichnam an Schnappgalgen vor den vier Hauptthoren der Stadt aufgehängt, ein Spiel der wehenden Winde, ein Schauder und Abscheu für die Vorübergehenden, aber auch ein Denkmal, wohin die eigenmächtige und gewaltsame Selbsthilfe, selbst in einer gerechten Sache, führen kann.

Fettmilchs unschuldige Familie mußte für immer das Weichbild der Stadt Frankfurt verlassen. Man weiß nicht, in welchem fremden Lande sie eine Zuflucht gefunden. Dagegen ist das Bildniß des hingerichteten Lebküchlers damals weit und viel verbreitet worden und soll sich in „Schudts jüdischen Merkwürdigkeiten“ VI. Buch, 4 Kapitel, Seite 59 abgebildet, sowie sein Prozeß in „Ludolfs Schaubühne der Welt“ 1. Thl. Seite 581 beschrieben finden.

Auf dem freien Platze aber, wo sein schönes dreistöckiges Haus gestanden, war eine viereckige steinerne Schandsäule errichtet worden, worauf die Eingangs dieser Blätter erwähnten Gedenkreime, welche den Grund und Inhalt der Verurtheilung enthielten, zu lesen waren. Diese Säule hat Einhundert und drei Jahre gestanden und ist im Jahre 1719 beim Ausbruch einer Feuersbrunst in einem benachbarten Hause von einer einstürzenden Brandmauer getroffen worden, daß sie in drei Stücke zerfiel. Von dieser Zeit an hat ein Brunnen diesen Ort des Schreckens geziert.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.





